



Kongregation
der Diener Jesu und Mariens (SJM)

Der Ruf des Königs



Inhalt

Nr. 78 • 3/2021 20. Jahrgang

Herausgeber und Vertrieb
Kongregation der
Diener Jesu und Mariens (SJM)
Auhofstraße 22
A-3372 Blindenmarkt
Telefon 0043-7473-2094
Fax 0043-7473-2094100

Jobstgreuth 34
D-91459 Markt Erlbach
Telefon 09846-815
Fax 09846-1630

<https://sjm-congregation.org>
ruf@sjm-online.org

Verantwortlich für den Inhalt:
P. Hans-Peter Reiner SJM
Generalvikar

Die SJM ist als gemeinnützig für
kirchliche Zwecke staatlich aner-
kannt und darf zur Erfüllung ihrer
Aufgaben Spenden in Empfang
nehmen. Auf Wunsch werden
Spendenquittungen ausgestellt.

Das Spendenkonto
LIGA Bank Regensburg
BIC GENODEF1M05
IBAN DE 46 7509 0300
0504 5027 95

Österreich
Raiffeisenbank Blindenmarkt
BIC RLNWATW1059
IBAN AT 46 3205 9000
0001 5644

Für Spenden bis 50 Euro gilt der
Überweisungsträger als Spen-
denquittung zur Vorlage beim
Finanzamt. Dieser Ausgabe liegt
ein Überweisungsträger der SJM
bei, der für Bank und Post gültig
ist.

■ Editorial

Pater Paul Schindele SJM
Seite 3

■ Ein offenes Wort

**Fragen an Erzbischof Gänswein
anlässlich der Priesterweihe in
Altötting**
Seite 4

■ Lebensschutz

**Abkehr vom christlichen
Menschenbild und Euthanasie**
DDr. Ralph Weinmann
Seite 6

■ Aus dem Leben der SJM

**Priesterweihe und Primizen
unseres Neupriesters**
Ruf Redaktion
Seite 10

**Predigt von Erzbischof Georg Gäns-
wein zur Priesterweihe von Diakon
Stephan Waxenberger SJM**
Seite 13

**Kanonische Niederlassung der SJM
im Bistum Augsburg**
Seite 16

■ Katechese

Vergib uns unsere Schuld
Die sechste Vaterunser-Bitte
Pater Martin Linner SJM
Seite 17

**Jesus – Jüdischer Messias,
katholischer Christus?**
Pater Dominik Höfer SJM
Seite 22

**CREDO COMPACT:
Das Glaubensbekenntnis –
kurz & bündig**
„...Auferstehung der Toten (des Fleisches)“
Pater Gabriel Jocher SJM
Seite 24

**MODERNE HEILIGE:
Paul Josef Nardini**
Lic. theol. Benedikt Kickum
Seite 26

■ Ausgeplaudert

Kurznachrichten SJM
Seite 30

■ Zu guter Letzt

Der Angsthase
Rettung der Welt
Seite 33

■ Termine

Seite 34

Liebe Freunde und Wohltäter

„Wir verlangen manchmal so sehr, Engel zu sein, dass wir darüber vergessen, gute Menschen zu sein. Wenn du die kleinen Gelegenheiten mit Liebe benutzt, wirst du Gottes Herz erobern, es dir ganz zu Eigen machen. Jene täglichen Liebeswerke, jener Schnupfen, jenes Kopfweg, jene Zurücksetzung, jene wunderliche Laune deines Mannes, deiner Frau, ein zerbrochenes Glas, ein verlorener Handschuh, die kleine Ungemächlichkeit, etwas früher schlafen zu gehen und früher aufzustehen, wenn du zur Kirche gehen sollst, kurz, alle derartigen geringfügigen Beschwerisse mit Liebe aufgenommen und umfassen, gefallen Gott in hohem Maße. Wie groß ist doch die Torheit derer, die sich nach einer Marterkrone in Indien sehnen und sich gar nicht sonderlich angelegen sein lassen, ihre Standespflichten zu erfüllen! Mag eine Person Wunder wirken im Gebiet der Religion – wenn sie ihre Pflichten im Alltag nicht tut, ist sie schlechter, als wenn sie ungläubig wäre.“ (hl. Franz von Sales)

Die Frage, wie wir einmal im Rückblick unser Leben bewerten werden – mit großer Dankbarkeit für ein erfülltes Leben mit Gott an der Seite, oder voll Traurigkeit und Scham über viele verpasste Gelegenheiten – wird zu einem bedeutenden Teil in unserem alltäglichen Leben entschieden. Die kleinen Dinge des Alltags haben einen größeren Einfluss auf das Leben, als wir gewöhnlich wahrhaben wollen.

Die Art und Weise, wie ein Tag verlaufen wird, hat viel damit zu tun, wie wir diesen Tag beginnen. Nachfolgend daher drei Hinweise, um bewusster mit Gott in einen neuen Tag zu starten:

1. Sich Gottes Gegenwart bewusst machen: mich unter Gottes Blick stellen

Genaugenommen befinden wir Menschen uns immer in Gottes

Gegenwart. Wir sind niemals vor ihm verborgen. Gott denkt an uns. Er erhält uns durch seine Allmacht im Sein. Er umsorgt uns mit seiner Liebe. Er sehnt sich nach unserer liebenden Antwort.

Wir Menschen sind uns dieser göttlichen Gegenwart häufig nicht bewusst. Wir denken an alles Mögliche, nur nicht an den uns liebenden Schöpfer. Wir mühen uns um die Lösung vieler Probleme, vergessen aber unseren besten Helfer.

Einige Minuten am Beginn eines Tages bewusst vor Gott einfinden, macht uns wieder das Wesentliche unseres Lebens bewusst: Ich bin auf dieser Welt, weil Gott mich aus Liebe gewollt hat. Mein Leben ist der Weg in das himmlische Vaterhaus. Gott erwartet mich am Ende meines Lebens mit offenen Armen. Alle anderen Dinge in meinem Leben sollen durch diese grundlegende Einsicht geordnet werden.

2. Gott bitten, dass all mein Streben auf die Erfüllung seines Willens ausgerichtet sei

Wenn die Strahlen der Morgensonne durch eine Fensterscheibe leuchten, zeigt sich schnell, ob das Glas der Scheibe sauber ist oder voller Schmutz. Ähnliches geschieht, wenn wir uns vor Gottes Gegenwart einfinden. Wir merken, ob sich unser Leben im Einklang mit Gottes Heiligkeit befindet oder nicht. Es geht uns ähnlich wie einem Kind, wenn es etwas „angestellt hat“ und dann dem Blick der Mutter begegnet. Fast augenblicklich schlägt das schlechte Gewissen. Die Mutter liebt ihr Kind. Aber gerade wegen ihrer Liebe gibt sie sich mit einem faulen Kompromiss ihres Kindes nicht zufrieden. Das spürt das Kind instinktiv. Die „herausfordernde Liebe einer Mutter“ ist die beste Motivation zum Guten.

Aus dem Bewusstsein von Gottes Gegenwart am Morgen folgt daher fast wie von selbst die Bitte, dass

mein Streben mehr und mehr auf die Erfüllung von Gottes Willen ausgerichtet werde. In den großen Entscheidungen meines Lebens, aber auch an den kleinen Wegkreuzungen dieses neuen Tages.

3. Um das bitten, was ich wünsche und ersehne

Gottes Sehnsucht ist es nicht nur, dass ich einmal das Ziel meines Lebens erreiche. Ihm liegen die kleinen und großen Dinge meines Alltags ebenfalls am Herzen. Wir sind uns dessen oftmals zu wenig bewusst. Gott, der uns aus Liebe erschaffen hat, kennt sehr wohl die Sehnsüchte unseres Herzens. Wir dürfen ihm unsere tiefsten Anliegen am Beginn eines Tages voll Vertrauen übergeben. Ganz konkret, so wie ich dieses Sehnen jeden Tag empfinde. Die Bitte, dass mein Streben auf die Erfüllung seines Willens hingerrichtet sei (vgl. 2. Punkt), bildet dabei die „Garantie“, um langfristig mein Sehnen zu läutern und zu heiligen.

Die großen Entscheidungen unseres Lebens werden durch die vielen kleinen Entscheidungen des Alltags vorbereitet und später in die Tat umgesetzt. Wenn wir bewusst mit Gott in den Tag starten, dann fällt es uns auch leichter, zusammen mit ihm die alltäglichen Entscheidungen zu treffen. So wird jeder Tag zu einer Gelegenheit, Gott näher zu kommen – gleich wie alltäglich dieser Tag auch sein mag.

Ich wünsche Ihnen und Ihren Lieben von Herzen Gottes Segen. Möge der vor uns liegende Sommer durch die tägliche Verbundenheit mit Gott eine frohe und erfüllte Zeit werden. Ihr in Christus durch Maria,

P. Paul Schindele SJM
(Generaloberer)

FRAGEN AN ERZBISCHOF GÄNSWEIN ANLÄSSLICH DER PRIESTERWEIHE IN ALTÖTTING



Herr Erzbischof, wir freuen uns, dass Sie zu unserer Priesterweihe gekommen sind und uns nun auch einige Fragen beantworten wollen. In Corona-Zeiten ist das Reisen ja nicht ganz einfach. War es für Sie nicht kompliziert zu kommen? Warum haben Sie das auf sich genommen?

Erzbischof Ganswein: Die Reise war nicht kompliziert. Freilich musste ich die pandemiebedingten Maßnahmen einhalten und bestimmte Vorgaben befolgen. Es ging alles reibungslos, ohne Hindernisse. Ich hatte Ihnen vor gut anderthalb Jahren zugesagt, die Priesterweihe zu halten. Nun habe ich das Versprechen eingelöst. Gerne, sehr gerne bin ich gekommen.

Sie haben gestern eine Priesterweihe gespendet: Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie einen jungen Menschen zum Priester Christi weihen? Wozu brauchen wir Priester – einen Beruf, der heute in der Öffentlichkeit fast nur im negativen Zusammenhang mit Missbrauch gesehen wird?

Erzbischof Ganswein: Der Priester ist als Verkünder der Frohen Botschaft, Spender der Sakramente und Zeuge Jesu Christi unersetzlich, auch und gerade heute. Das Priesterbild ist gegenwärtig in der Tat alles andere als positiv besetzt und darüber hinaus beißender Kritik ausgesetzt, verständlich, wenn wir an die Not um die Missbrauchsfrage denken. Aber wir dürfen uns nicht in Sippenhaft nehmen lassen. Das Priestertum ist größer als alle menschliche Versagen. Christus ruft auch heute Menschen in seine besondere Nachfolge. Das muss uns wirklich packen. Wir müssen um offene Ohren und Herzen beten, dass sein Ruf gehört wird. Von vielen. Priestersein ist ein Geschenk und eine Herausforderung.

Die Berufungsfrage treibt die Kirche gerade in Westeuropa um: „Wo wachsen Priester?“, will man fragen. Wo und wie können junge Männer den Weg zum Priestertum finden? Was muss die Kirche als solche tun, aber auch jeder einzelne, die Familien?

Erzbischof Ganswein: „Priester wachsen“, wenn man sie wachsen lässt und das Wachstum fördert. Einem jungen Mann muss klar sein, worauf er sich einlässt, wenn er sich auf den Weg zum Priestertum macht. Es ist schlichtweg Kleingläubigkeit, ja Feigheit, wenn wir nicht mehr den Mut und die Überzeugung aufbringen, entschieden, froh und kräftig für Priesterberufungen zu „werben“. Für Priesterberufungen haben wir eine starke geistliche Waffe, die wir mächtig einsetzen müssen: das Gebet. Christus selbst hat uns ermutigt, ja ermahnt, um Arbeiter in seinem Weinberg zu bitten. Tun wir es: gläubig und froh.

Mit Ihnen kam zur Priesterweihe auch irgendwie ein Stück Papst Benedikt nach Altötting. Wie geht es dem emeritierten Papst?

Erzbischof Ganswein: Benedikt XVI. hat im April seinen 94. Geburtstag gefeiert und steht in einem biblischen Alter. Die physischen

Kräfte haben freilich nachgelassen, und mit dem Gehen tut er sich schwer. Auch die Stimme wird immer schwächer. Gottlob ist sein Kopf klar. Und der Humor hilft über manche Altersbeschwerde hinweg.

Gibt es heute noch ein Interesse und eine Verbindung Papst Benedikts zu Altötting bzw. Bayern?

Erzbischof Gänswein: Auf jeden Fall. Aus den Gesprächen mit Benedikt XVI. nehme ich wahr, dass er im Geiste regelmäßig bestimmte Wege abgeht, sozusagen virtuelle Spaziergänge unternimmt, die ihn immer wieder an bestimmte Plätze und Orte seiner bayerischen Heimat führen, aber auch mit bestimmten Personen zusammenkommen lässt. Nicht zu vergessen: die Korrespondenz nach und von Bayern ist nie abgerissen.

Man hört vom zurückgezogenen Papst Benedikt wenig. Wenn er sich selten zu Wort meldet, sind die Reaktionen Freude und Begeisterung auf der einen, Entrüstung auf der anderen Seite. Woran liegt das?

Erzbischof Gänswein: Ja, man hört wenig, weil sich Benedikt XVI. mit dem Amtsverzicht, wie er selbst sagte, ins Schweigen zurückgezogen hat, was freilich nicht bedeutet, dass er Sprechverbot hätte. Aber die Erfahrung hat gezeigt, dass gerade in den deutschsprachigen Ländern sich so etwas wie eine „sprungbereite Feindseligkeit“ ausbreitet, wenn der emeritierte Papst sich geäußert hat. Mir ist und bleibt das ein Rätsel.

Wir leben in einer Zeit der Polarisierung der Meinungen, z.B. bzgl. des richtigen Umgangs mit Corona. Aber auch die Kirche, vor allem in Deutschland, wird zunehmend als uneins und als „streitende Kirche“ oder besser als „zerstrittene Kirche“ erlebt. Woher kann Einigkeit kommen? Was kann einem „normalen“ Gläubigen Sicherheit geben, wohin soll er sich orientieren? Ist solch gearteter „Streit“ ein wirksames Mittel, die Kirche zu reformieren?

Erzbischof Gänswein: Es hängt immer davon ab, was Gegenstand des Streits ist, worum es beim „Streiten“ geht. Geht es um Fragen des Glaubens oder sind es zeitgeistige Phänomene, die die Gemüter der Gläubigen erhitzen?

Dass um Glaubensfragen gerungen wurde und wird, das gehört zum Wesen der „streitenden“ Kirche dazu und ist Zeichen von Lebendigkeit und Wachheit. Wenn es allerdings um Dinge geht, die nicht wesentlich zum Glauben gehören, dann kostet das nur überflüssigerweise Kraft und sollte schnellstens eingestellt werden. Die Reform der Kirche fängt immer bei der persönlichen Umkehr an. Das ist der Ort, wo „Kirchenreform“ zuerst passieren sollte: Bei sich zuerst Hand anlegen. Die guten Früchte werden sich schnell zeigen.

Was kann in diesen Zeiten Mut machen?

Erzbischof Gänswein: Das Gleichnis vom Acker mit dem Weizen und dem Unkraut, wie es uns im Evangelium geschildert wird, ist und bleibt das beste Bild für die Kirche. In der Kirche wächst immer beides: Unkraut und Weizen. Gutes und Böses. Ein Blick in die Kirchengeschichte bestätigt das. Es gibt Großartiges, das aus dem Glauben entsteht, die Geschichte der kanonisierten aber auch nicht kanonisierten Heiligen gibt davon beredtes Zeugnis. Daneben aber gibt es auch bittere Verfehlungen und böse Abstürze. Die Zuversicht, die der gelebte Glaube schenkt, sollte letztendlich die Oberhand behalten. Im Glauben sieht man tiefer und weiter. Das schenkt Frieden und Freude im Herzen. Je tiefer einer mit der Not der Kirche vertraut ist, desto mehr weiß er auch, dass Christus das letzte Wort hat. Dass Er das Haupt seiner Kirche ist.

Zum Abschluss, Herr Erzbischof: Sie haben eine Weihe für unsere Gemeinschaft gespendet: Was möchten Sie uns Ordensleuten besonders auf den Weg mitgeben? Was unseren Jugendlichen und Familien?

Erzbischof Gänswein: Es war für mich eine sehr schöne menschliche Erfahrung und zugleich eine geistliche Bereicherung, die Priesterweihe zu spenden. Die vielen frohen, gläubigen Gesichter, die ich sehen konnte, sind eine ebenso wohlthuende wie überzeugende Botschaft in dieser geistlich tristen Zeit. Erhalten Sie sich die Fröhlichkeit des Herzens und die Freude, die Sie im Glauben finden, und stecken Sie damit viele Menschen an. Der Herr wird dann das Seine dazutun.

ABKEHR VOM CHRISTLICHEN MENSCHENBILD UND EUTHANASIE

VON DDR. RALPH WEIMANN

Wenn Euthanasie in Gesellschaft und Politik immer mehr Akzeptanz findet und sich dies selbst in der Gesetzgebung und Rechtsprechung widerspiegelt, liegt dieser Entwicklung ein gewandeltes Menschenbild zugrunde. Diese Problematik soll gleich zu Anfang Erwähnung finden, um den Finger auf die Wunde zu legen, die sich immer weiter entzündet. Wenn nämlich nicht mehr klar ist, wer der Mensch ist, woher er kommt, wohin er geht und worin seine unantastbare Würde besteht, dann werden Anfang und Ende des Lebens zum Spielfeld menschlicher Willkür. Dabei darf eines nicht außer Acht gelassen werden: wann auch immer ein Verfügungsrecht über das menschliche Leben eingeräumt wird, ist es nachher unmöglich dieses zu begrenzen, weil es eben kein Verfügungsrecht über das menschliche Leben gibt oder geben darf. Wird beispielsweise der Beginn des menschlichen Lebens der Verfügungsgewalt anderer Menschen unterworfen, wie dies bei dem „schweren Verbrechen“ der Abtreibung der Fall ist (vgl. Katechismus der katholischen Kirche, Nr. 2272), dann ist es auf Dauer unmöglich, derselben Verfügungsgewalt nicht auch für das Ende des menschlichen Lebens Geltung zu verschaffen.

Wie immer man das Blatt drehen und wenden will, die zunehmende Akzeptanz der Euthanasie ist einem gewandelten Menschenbild geschuldet. Die Antwort auf die Frage, ob der Mensch über sein eigenes Leben oder das Leben anderer verfügen darf, kann nur ausgehend von einem Menschenbild getroffen werden. Wenn es beispielsweise in Artikel 1 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland heißt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar,“ dann liegt dieser Aussage ein Menschenbild zugrunde, das es zu respektieren gilt, andernfalls verliert diese Aussage ihren Wert. Die Väter des Grundgesetzes haben sich zweifellos auf das christliche Menschenbild berufen, wie Udo Di Fabio, ehemaliger Richter des Bundesverfassungsgerichts, deutlich aufgezeigt hat. Davon haben sich aber große Teile unserer Gesellschaft inzwischen entfernt. Dies

hat weitreichende Konsequenzen, denn ein gewandeltes Menschenbild führt zu einem gewandelten Umgang mit dem Menschen. Daher sollen im Folgenden einige Grundlinien des christlichen Menschenbildes in Erinnerung gerufen werden, um davon ausgehend die aktuellen Debatten, um die Einführung der Euthanasie, einordnen zu können.

1) Das christliche Menschenbild – Grundlegendes

Das christliche Menschenbild gründet zunächst in der Schöpfungsordnung und damit im Naturrecht. Auch wenn erst durch Jesus Christus die Würde des Menschen in ihrer Fülle und Größe erschlossen wird (vgl. *Gaudium et spes*, Nr. 22), lässt sich ein Grundverständnis dessen, was den Menschen ausmacht, auch mit der Vernunft erschließen.

Der Mensch ist weit mehr als die Summe seiner Zellen und darf daher nicht auf seine biologische Natur reduziert werden. Der Mensch unterscheidet sich grundlegend von einem „Ding“, denn er ist „Person“. Ein Ding ist ein Objekt, das produziert wird und worüber man Verfügungsgewalt hat. Eine Person ist hingegen ein Subjekt und lässt sich nicht produzieren – auch deshalb ist die In-Vitro-Fertilisation so problematisch – andernfalls würde man den Menschen zu einer Sache degradieren. Eine Person ist vielmehr einzigartig und unwiederholbar. Rechte kommen nur einer Person zu, nicht aber einem Objekt.

Aus christlicher Perspektive wird das Gesagte noch deutlicher. Der Mensch ist als Abbild Gottes geschaffen, als Mann und Frau und Gott ähnlich (vgl. Gen 1,27). Dies ist vielleicht die schönste und tiefgründigste Beschreibung des Menschen, die seine Einzigartigkeit zum Ausdruck bringt. Der Mensch, diesen Beweis hat die moderne Wissenschaft unzweideutig erbracht, beginnt bei der Empfängnis. Interessanter Weise hat dies die Kirche schon viele Jahrhunderte früher erkannt, was sich beispielsweise im Fest der Verkündigung des Herrn widerspiegelt, das seit dem 5. Jahrhundert bezeugt ist.



Dem Fortschritt der Wissenschaft ist die Erkenntnis zu verdanken, dass im Embryo bereits alles angelegt ist, wie Geschlecht, Augenfarbe, etc. Auch wenn sich all dies noch zu entwickeln hat, ist doch alles bereits da, so dass eine grundlegende Identität besteht, die sich in ihrer physischen Ausprägung entwickelt. Zu diesem Zeitpunkt sind auch bereits die geistigen Fähigkeiten im Menschen grundgelegt, die Befähigung zu denken, zu lieben, zu sprechen, auch wenn sie noch nicht ausgeprägt sind. Die Kirche hat dieses geistige Lebensprinzip als unsterbliche Seele bezeichnet. Der Mensch besteht aus Seele und Leib, beide bilden eine untrennbare Einheit, die so unzertrennbar ist, dass eine Trennung den Tod bedeutet. An dieser Stelle zeigt sich, warum der Mensch ein Individuum ist, er ist unteilbar und damit einzigartig. Wegen seiner Identität entwickelt sich der Mensch nicht zum Menschen, sondern als Mensch. Seine unantastbare Würde ist in seine Natur gleichsam eingeschrieben, sie kommt jedem Menschen zu, unabhängig davon, wie diese Natur „entwickelt“ ist.

Mit anderen Worten, ob es sich um den Embryo, das ungeborene Kind, eine Person mit Behinderungen, einen Menschen in schwerem Leid und Krankheit, einen Jugendlichen oder

einen alten Menschen handelt, ist für die Würde sekundär. Primär kommt jedem Menschen als Mensch eine unantastbare Würde zu. Gerade aber weil diese unantastbar ist, ist sie der Verfügungsgewalt – durch andere und durch sich selbst – entzogen. Kompromisse darf es auf dieser Ebene nicht geben, denn jeder Kompromiss wäre automatisch eine Einschränkung eben dieser Würde.

Diese auf Vernunft und Wissenschaft gestützten Überlegungen erhalten durch die christliche Offenbarung einen noch tieferen Sinn. Der Mensch ist als „Abbild Gottes“ von Gott gewollt und geliebt. Mehr noch, Gott selbst ist Mensch geworden, um den Menschen zu erlösen. Im Exultet der Osternacht findet dies in unübertrefflichen Worten seinen Wiederhall: „O unfassbare Liebe des Vaters: Um den Knecht zu erlösen, gabst du den Sohn dahin!“ Der Hymnus macht deutlich, wie Jesus Christus die Würde des Menschen offenbart, indem Er sein Leben hingibt zu unserem Heil und uns Menschen durch die Sakramente eine geradezu göttliche Würde verleiht. Der heilige Papst Leo der Große († 461) hat dies in einer Weihnachtspredigt in den Worten zum Ausdruck gebracht: „Christ, erkenne deine Würde! Du bist der göttlichen Natur teilhaftig

geworden.“ Die Offenbarung führt auch in dieser Hinsicht zu einer Weitung der Vernunft und erschließt in seiner Tiefe die Größe der menschlichen Würde. Die Grundzüge dieses Menschenbildes können aber auch schon mit Hilfe der natürlichen Vernunft erschlossen werden. Die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ von 1948 hat dies deutlich gemacht.

Und doch tut sich der moderne Mensch schwer, dies anzuerkennen. Vielmehr sind Autonomie und Selbstbestimmung zu den neuen bestimmenden Größen geworden. Dahinter steht ein verändertes Menschenbild. Es definiert sich nicht von der dem Menschen eingeschriebenen Würde her, sondern ausgehend von Qualitäten, Funktionen oder eigenen Vorstellungen. Gerade auf diese Weise verliert aber die menschliche Würde, die jedem Menschen, eben weil er Mensch ist, zukommt, ihren absoluten Wert. Romano Guardini hatte diese Entwicklung bereits in den 50er Jahren beschrieben. Er warnte mit Nachdruck davor, dass der Mensch nicht mehr Abbild sein will, sondern sich selbst und seine Prinzipien absolut setzt und damit selbst Archetyp wird. Er versteht sich nicht mehr als Geschöpf und Abbild, sondern setzt sich selbst und die eigenen

Vorstellungen an die Stelle Gottes. Letztlich entscheidet er selbst über Leben und Tod.

2) Selbstbestimmung und Euthanasie

Eine derartige Idee der „Selbstbestimmung“ und „Autonomie“ hat sich in der Neuzeit immer weiter durchgesetzt. Dabei dient die Berufung auf die Freiheit als Rechtfertigung, um sich von objektiven Maßstäben loszusagen. So kommt es auch zur Loslösung von Gott, der die Wahrheit ist (vgl. Joh 14,6). An die Stelle des göttlichen Gebots trat alsbald die eigene Meinung oder Ansicht und damit die Willkür. Wie weit sich diese Mentalität – übrigens auch in der Kirche – durchgesetzt hat, zeigt sich überdeutlich im sogenannten „synodalen Weg“. Die gleiche Mentalität ist auch dafür verantwortlich zu machen, dass die Euthanasie hoffähig wird.

Der Grundirrtum der Moderne besteht darin, sich von der objektiven Wahrheit losgelöst zu haben. Nicht ohne Grund sprach Kardinal Joseph Ratzinger 2005 von einer beginnenden „Diktatur des Relativismus“. Wenn Freiheit von eben dieser Wahrheit getrennt wird, dann wird im Prinzip alles möglich. Im Hinblick auf das Ende des menschlichen Lebens kann dies bedeuten, dass eine Person keinen Sinn mehr



im Leben sieht und es folglich beendet. Eine andere Person fällt dieselbe Entscheidung, weil sie an einer Krankheit oder unter psychischen Problemen leidet. Wieder andere sehen in einer schwindenden Lebensqualität die Rechtfertigung, das Leben zu beenden.

An dieser Stelle kann weder die geschichtliche Entwicklung des griechischen Lehnwortes Euthanasie („guter Tod“) aufgezeigt, noch dessen Anwendung im Dritten Reich erklärt werden, womit sich alsbald ein neues Verständnis verband. Und doch ist es wichtig festzustellen, dass die Nationalsozialisten die Einführung der Euthanasie u.a. dadurch zu rechtfertigen suchten, dass sie diese als Akt der Nächstenliebe und des Mitgeföhls ausgaben, um Leidende von ihren Qualen zu erlösen, ihnen zu einem selbstbestimmten Sterben zu verhelfen und so der Gesellschaft Kosten und Lasten zu ersparen. Begleitet wurde diese Propaganda, zu der im Jahr 1941 eigens ein Spielfilm gedreht wurde („Ich klage an“) durch eine Verwischung der Unterscheidung von direkter und indirekter Euthanasie. Auf diese Weise wurde es leicht möglich, unschuldige Menschen zu ermorden. In den heutigen Debatten erstaunt es, dass man einerseits zurecht die vielen Untaten der Nationalsozialisten kritisiert, andererseits so wenig aus der Geschichte zu lernen scheint.

Am 26. Februar 2020 hat der oberste deutsche Gerichtshof unter Berufung auf das Persönlichkeitsrecht entschieden, dass es ein selbstbestimmtes Sterben gibt. Diese gänzlich neue Interpretation des Grundgesetzes veranlasste die Richter zu erklären, dass §217 des Strafgesetzbuchs – das Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung – gegen das Grundgesetz verstößt, weil es die Möglichkeiten einer assistierten Selbsttötung weitgehend ausschließt. Damit ist auch in Deutschland der Weg geebnet worden zu einer „geschäftsmäßigen Antastbarkeit“ des menschlichen Lebens.

Der Umfang dieses Beitrags erlaubt es nicht, diese Problematik im Detail aufzuzeigen, wohl aber sollen die großen Linien sichtbar werden, die diese Veränderung möglich gemacht haben. Dahinter steht ein „neues“ Menschenbild, dass – bei genauerem Hinsehen – gar nicht so ganz neu ist. Immer dann, wenn Freiheit und Wahrheit voneinander getrennt werden, läuft der Mensch Gefahr, sich absolut zu setzen. Er versteht sich als „autonom“ und freut sich über den vermeintlichen Zuwachs an Freiheit,

aber um den Preis der Aufgabe der konstituierenden Grundlagen. Die neue „Würde“ des Menschen wird alsbald mit jener Autonomie gleichgesetzt, die das Leben antastbar werden lässt.

Wenn inzwischen eine Mehrheit der Bevölkerung diese Grundauffassung teilt, zeigt sich, wie weit dieser Prozess bereits vorangeschritten ist. Die eigentliche Problematik besteht jedoch in der Tatsache, dass die Mehrheit nicht zwingender Weise Wahrheit konstituiert. Vielmehr lehrt die Geschichte, dass die Mehrheit durchaus in die Irre gehen kann. Eben deshalb braucht es Grundlagen, die unverrückbar sind und immer und von jedem anerkannt werden. Länder wie die Schweiz, Belgien und die Niederlande sind diesen Weg noch radikaler gegangen. In Belgien ist es bereits für Jugendliche möglich, mit der Zustimmung der Eltern, sich das Leben nehmen, wenn sie beispielsweise an Depressionen leiden und nicht bereit sind, diese Bürde zu tragen. Zudem werden die Grenzen zwischen direkter und indirekter Euthanasie aufgeweicht. 2017 wurde bekannt, dass in Deutschland jährlich ca. 21.000 Menschen gegen ihren Willen aus dem Leben scheiden (vgl. Karl H. Beine, Jeanne Turczyknski, Tatort Krankenhaus. Wie ein kaputtes System Misshandlungen und Morde an Kranken fördert, München 2017, 17).

Durch das Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 2020 wird sich diese Tendenz weiter verstärken, der Druck wächst. Das Urteil aus Karlsruhe markiert einen deutlichen Einschnitt. „Autonomie“ und „Lebensqualität“ werden zu den ausschlaggebenden Kriterien, um „selbstbestimmt“ zu sterben. Damit wird das menschliche Leben der Willkür unterworfen, womit eine neue Verfügungsgewalt des Menschen über seinen Mitmenschen einhergeht.

An dieser Stelle zeigt sich deutlich ein neues Menschenbild, das nicht mehr in der Lage ist, die unantastbare Würde des Menschen von der Empfängnis bis zum natürlichen Tod zu garantieren. Damit bestätigt sich auf tragische Weise, was die Konstitution über die Kirche in der Welt von heute mit den folgenden Worten zum Ausdruck brachte: „das Geschöpf sinkt ohne den Schöpfer ins Nichts“ (Gaudium et spes, Nr. 36).

Zur weiteren Vertiefung vgl.:

Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Erklärung der Kongregation für die Glaubenslehre zur Euthanasie, in: VASt 20, Bonn 1980.

Johannes Paul II., Enzyklika Evangelium vitae, Über den Wert und die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens, in: VASt 120, Bonn 1995.

Ralph Weimann, Bioethik in einer säkularisierten Gesellschaft. Ethische Probleme der PID, Paderborn 2015.

PRIESTERWEIHE UND PRIMIZEN UNSERES NEUPRIESTERS



VON RUF-REDAKTION

Mit P. Stephan Waxenberger SJM hat der Herr unserer Gemeinschaft einen neuen Priester geschenkt: Gott sei Dank! Am 7. Mai 2021 weihte Exzellenz Erzbischof Georg Gänswein aus dem Vatikan unseren Mitbruder in der Basilika St. Anna in Altötting zum Priester, an den beiden folgenden Tagen feierte der Neupriester seine Ordens- und Pfarrprimiz, nochmals eine Woche später dann Heimatprimiz in Landersdorf. Doch bis es so weit war, galt es viele Hindernisse aus dem Weg zu räumen...

Jede Priesterweihe ist etwas Besonderes. Der Weihekandidat bereitet sich jahrelang auf den Augenblick vor, in dem ihm vom Bischof die Hände aufgelegt werden und der Heilige Geist das „unauslöschliche Siegel“ der Priesterweihe in seine Seele prägt, während das Volk für sein zukünftiges priesterliches Wirken betet. Auch unser Mitbruder Stephan Waxenberger hatte diesen Tag lange erwartet: Gebürtig aus Landersdorf bei Dorfen in Oberbayern trat der heute 28jährige (Jahrgang 1993) nach dem

Abitur und nach einem Semester Studium zum Bauingenieur in unsere Ordensgemeinschaft ein. In unserem Mutterhaus in Blindenmarkt absolvierte er sein Noviziat und den ersten Teil seines Philosophie- und Theologiestudiums, das er an der Hochschule in Heiligenkreuz abschloss. Schon während dieser Zeit war er in der Jugendarbeit tätig, engagierte sich als Gruppenführer in der Katholischen Pfadfinderschaft Europas und blieb auf diese Weise auch während seiner Ausbildung in regem Kontakt mit der Jugend. Im letzten Jahr sammelte er als Diakon in der Pfarre St. Anna in Blindenmarkt (Niederösterreich) erste seelsorgliche Erfahrungen. Hier wird auch nach seiner Priesterweihe sein erstes Arbeitsfeld als Pfarrvikar sein.

Die feierliche Weiheliturgie war ursprünglich im Stift St. Florian in Oberösterreich geplant, aber wegen der erschwerten Bedingungen an der Grenze zu Österreich für die zumeist bayerischen Gäste schien eine Verlegung nach Deutschland angeraten. So fand die Priesterweihe nicht unter dem Patronat des Feuerwehrheiligen St. Florian statt, sondern unter dem besonderen Schutz der Gottesmutter am wichtigsten Marienwallfahrtsort in Deutschland: in Altötting. Selbst in der großen Basilika war nur eine genau begrenzte Zahl von Gläubigen zugelassen und es galten strenge Vorschriften. Trotzdem war es möglich, die Spendung einer Priesterweihe in großer Würde und mit Blick auf das Wesentliche zu feiern. Der liturgische Dienst wurde von unseren Seminaristen übernommen, den kleinen Chor stellten KPE-Pfadfinder, und selbst Altbischof Wilhelm Schraml von Passau nahm an der Liturgie teil.

Als Weihespende kam Exzellenz Erzbischof Georg Gänswein, Privatsekretär von Papst Benedikt XVI. und Präfekt des Päpstlichen Hauses, eigens aus Rom nach Altötting. Im Reisegepäck hatte er persönliche Grüße unseres emeritierten Heiligen Vaters – an erster Stelle an die Muttergottes von Altötting, aber auch an alle versammelten Gläubigen, mit denen er sich im Gebet verbunden wisse.

Ordensprimiz in St. Georgen am Ybbsfelde (Samstag, 8. Mai 2021)

Seine erste heilige Messe zelebrierte P. Stephan Waxenberger am nächsten Tag in St. Georgen am Ybbsfelde in Niederösterreich zusammen mit seiner engsten Familie, mit seiner Ordensgemeinschaft und Freunden und Familien aus Österreich, soweit die dortige Pfarrkirche unter den momentanen Umständen Platz bot. Man merkte dem „Priester-Neuling“ seine Aufregung nicht an; alles war sorgfältig vorbereitet und man spürte, wie der Primiziant mit ganzem Herzen „bei der Sache“ war, oder genauer: beim HERRN, dessen Opfer er „in persona Christi“ zum ersten Mal feiern durfte. In der Festpredigt beschrieb P. Paul Schindele den Primizianten als praktisch veranlagte Persönlichkeit, die „sich nicht so leicht unterkriegen lässt“. Als er vor knapp 20 Jahren dem „kleinen Stephan“ im Rahmen eines Zeltlagers zum ersten Mal begegnete, sei ihm der überdimensionale Rucksack unvergessen in Erinnerung geblieben, den der kleine Pfadfinder tapfer durch Norwegen geschleppt habe. Aus diesem bodenständigen Charakter sei nun – durch die Gnade Gottes – ein Priester Jesu Christi geworden, ausgerüstet mit der Vollmacht, Brot und Wein in Jesu Leib und Blut zu verwandeln und in der Beichte im Namen Jesu Sünden zu vergeben, kurz: den Menschen Jesus zu bringen. Ein Priesterleben sei darum nur in der Angleichung und der Nachfolge Jesu möglich. Priestersein bedeute, ein zweiter Christus zu werden. P. Schindele zitierte dazu eine Formel aus der Liturgie der Priesterweihe: „Bedenke, was du tust, ahme nach, was du vollziehst, und stelle dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes.“

Am Ende der Primizmesse ergriff P. Stephan selber das Wort: Er sei Gott sehr dankbar für die Berufung zum Priester. Er wisse selber nicht, warum Gott gerade ihn berufen habe. „Ich danke Gott, dass er mich gebrauchen will; ich kann's auch nicht erklären, warum!“ Sichtlich gerührt sprach er auch seinen „beiden Familien“ seinen Dank aus für die bisherige Wegbegleitung: Er habe in einer „ganz normalen Familie“ groß werden dürfen, wo man sein durfte (und darf), wie man ist. Die SJM beschrieb er als seine zweite, geistliche Familie, die – das wollte er allen einmal sagen – ein „ganz cooler Haufen“ (Zitat) sei.

Pfarrprimiz in Blindenmarkt (Sonntag, 9. Mai 2021)

P. Stephan Waxenberger wird zukünftig in der Pfarre Blindenmarkt als Pfarrvikar tätig sein, wo er auch kein Unbekannter ist. Damit war klar, dass auch die erste heilige Messe in der dortigen Pfarrkirche unter größerer Beteiligung der Gläubigen stattfinden würde. Am Sonntag um 11.00 Uhr zog der Primiziant also zum zweiten Mal feierlich in die Kirche ein, um eine Pfarrprimiz zu begehen, zu der – mit voriger Anmeldung – die Gläubigen der Pfarre St. Anna eingeladen waren. In einer kurzweiligen Primizpredigt beleuchtete P. Hans-Peter Reiner, Generalvikar der SJM, das Priestertum aus verschiedenen Perspektiven. Bereits der Hinweis, die aktuelle Gefährdung für eine potentielle Infektion durch einen „Priestervirus“ läge in Österreich bei einem beruhigenden Inzidenzwert von 8, sorgte für ein Schmunzeln bei den Gläubigen. (Oder sollte diese niedrige Inzidenz uns eher beunruhigen?).

Die Rucksackpredigt von P. Paul bei der Primiz in St. Gorgen





Heimatprimiz in Landersdorf bei Dorfen (Sonntag, 16. Mai 2021)

P. Stephan stammt aus dem oberbayerischen Landersdorf in der Nähe von Dorfen. Bei strahlendem Sonnenschein und weißblauem Himmel konnte der Neupriester dort mit knapp 500 Gläubigen, Verwandten, Freunden und Pfarrangehörigen seine Primizmesse nahe dem elterlichen Hof an einem Freialtar feiern. Die Landersdorfer hatten ihr Dorf mit Blumen, Tannengirlanden und Fahnen herausgeputzt, der Primizaltar war festlich mit zwei Blumentepichen geschmückt, die Ortsvereine waren mit ihren Fahnenabordnungen gekommen. Das ganze Dorf war auf den Beinen und freute sich über seinen Neupriester, der seine erste heilige Messe in der Heimat feiern wollte.

Der Primizprediger P. Martin Linner SJM illustrierte seine Predigtgedanken mit drei pointierten Geschenken. Der mitgebrachte Maßkrug stand für die Fülle der Gnade, die der Priester im Auftrag und in der Person Christi ausschenken darf. Dabei soll er nie kleinlich sein, denn die Gläubigen sollen „trunken, ja betrunken werden, von der Liebe Christi“. Ferner hatte der Prediger ein bayerisches Kartenblatt dabei und erinnerte an das „Watten“, wo der Herz-König die höchste Karte ist. Aufgabe des Priesters sei es, „immer den Herzkönig, also Christus, den König, auszuspielen“. Im Glauben „spielen wir mit Jesus zusammen, sind mit ihm immer auf der Siegenseite. Der

Herzkönig sticht die Gegner Not, Leid, Sünde.“ Die Karte werde vom Priester etwa bei der Beichte ausgespielt, „mit den mächtigen Worten: »Ich spreche dich los von deinen Sünden«“. Mit einer zum Ambo schwebenden Kameradrohne erklärte P. Martin, dass ein Priester den Blick der Menschen weiten und sie zur himmlischen Perspektive des Glaubens führen solle und ermutigte P. Stephan: „Zeig du uns mit der Drohne des Glaubens den Weg zum Glück, den Weg zum Himmel, den Weg zu Gott!“

Am Ende der Festmesse spendete P. Stephan den feierlichen Primizsegen und segnete die weißgelben Primizbänder, die er zur Erinnerung an den großen Tag an die Fahnen der Vereinsabordnungen heftete.

Unter den Primizgästen waren auch der Landrat des Landkreises Erding, Martin Bayerstorfer, und Bürgermeister der Stadt Dorfen, Heinz Grundner, die dem Neupriester ihre guten Wünsche für sein Wirken als Priester aussprachen.

Die Familie des Primizianten und seine Mitbrüder konnten infolge der gelockerten Corona-Regelungen sogar ein festliches Mittagessen begehen. Aber auch an die anderen Primizgäste war gedacht: Für sie hatte Familie Waxenberger liebevolle Brotzeitpäckchen zusammengestellt, um sie nach dem doch etwas länger dauernden Primizamt zu stärken.

Auch die Dankandacht am Nachmittag war sehr gut besucht. Der Primiziant hatte nämlich zugesagt, dort den Einzelprimizsegen zu spenden. Das ist in Bayern noch immer ein besonderes Gnadengeschenk. Der Volksmund sagt ja: „Für einen Primizsegen soll man sich ruhig die Schuhsohlen durchlaufen.“

Als Gemeinschaft blicken wir voll Dankbarkeit auf die Tage der Weihe und die Primizmessen zurück. Jeder Priester ist ein Geschenk der Gnade. Wir bitten den HERRN um seinen Segen für das zukünftige Wirken unseres Neupriesters Pater Stephan Waxenberger und wünschen ihm alles Gute!

PREDIGT VON ERZBISCHOF GEORG GÄNSWEIN ZUR PRIESTERWEIHE VON DIAKON STEPHAN WAXENBERGER SJM

Basilika St. Anna, Altötting, 7. Mai 2021
(Eph 3,14-19; Joh 15,1-8)

Hochwürdigster Pater General,
hochwürdige Mitbrüder im priesterlichen
Dienst,
liebe Eltern, Geschwister und Verwandte,
liebe Schwestern und Brüder,
lieber Diakon Stephan!

Jede Zeit hat ihre Sprache, jede Zeit hat ihr
Sprachempfinden und jede Zeit hat ihre Lieb-
lingsworte. In der Ranking-Skala der Lieb-
lingsworte von heute steht ein Wort ganz
oben: „fortschrittlich“. Überall taucht es auf:
der fortschrittliche Politiker, die fortschrittliche
Frau, der fortschrittliche Christ, der fort-
schrittliche Zeitgenosse; der fortschrittliche
Pfarrer, Bischof... „Fortschrittlich sein“ ist
angesagt, ist „in“.

Was erwarten die Gläubigen von einem jun-
gen Mann, der sie in Kürze als Priester be-
gleiten soll und darf? Einen fortschrittlichen
Pater, einen fortschrittlichen Kaplan? Einen
fortschrittlichen Arbeiter im Weinberg des
Herrn? Wer kann es sich schon leisten, nicht
fortschrittlich zu sein. Er wäre hoffnungslos
abgehängt.

Und nun steht im Evangelium (Joh 15,1-8),
das wir eben gehört haben, gleich neunmal ein
Wort, das in eine ganz andere Richtung weist:
„bleiben“. Das Wort steht heutzutage nicht
hoch im Kurs. Ist überhaupt kein Lieblings-
wort. Bleiben – das klingt nach beharren, auf
der Stelle treten. Es erweckt den Verdacht der
Schwäche und Angst, von Starrsinn und Stur-
heit: „Jetzt bleib ich extra ...“ oder: „Ich bleib
beim Alten“, sagen nicht wenig Menschen
und verpassen den Anschluss. Sie bleiben hin-
ter der Zeit zurück. Sie kommen nicht mehr
mit. Und andere sind da, die sagen: „Wären
wir doch geblieben!“ Sie haben sich einmal auf
den Weg gemacht oder sich wohl oder übel
mitziehen lassen, und jetzt stellen sie fest: Die
Sache wird brenzlig. Sie bekommen Angst vor
ihrer eigenen Courage: „Ach hätten wir doch
noch ...“ „Ach wären wir doch ...“.

„Wären wir doch bei den Fleischtöpfen Ägyptens
geblieben“, sagten auch die Israeliten,
nachdem sie die Wüste zu spüren bekommen
hatten. „Wär’s doch so wie damals.“ Das ist
gefährlich. Man kann die Zeit nicht zurück-
drehen, sie nicht einfach festhalten. Wer ste-
henbleibt, muss nicht einfach standfest sein, er
kann auch lahm sein....



Nun gibt es eine ganz andere Art des Bleibens:
Man geht voran und bleibt doch – nicht: sitzen
und stecken, sondern bei einer einmal getrof-
fenen Entscheidung. „Ich bleibe bei meinem
Wort!“ Das ist dann alles andere als Starrsinn,
es ist Standhaftigkeit, Treue. Ich stehe zu dem,
was ich einmal versprochen habe. Ich bleibe
bei dem, auch unter schwierigen Umständen,
gegen den Trend. Es gibt Situationen, in den-
nen man leicht versucht ist zu sagen: Schluss,
aus! Ich gehe! Ich werfe den Bettel hin! Situati-
onen, in denen es sehr viel bedeutet zu sagen:
Ich bleibe!

Bleiben, damit allein ist es aber nicht getan.
Die Frage ist: Wo wollen wir bleiben, bei wem
bleiben wir? Darauf gibt uns das Evangelium

des heutigen Weihetages eine klare, glasklare Antwort. „Bleibt in mir“, sagt Christus, ohne Wenn und Aber. Von ihm weggehen bedeutet nicht Fortschritt, sondern Abfall. Fortschritt im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe kann es nur geben, wenn wir in Christus bleiben, bei seinem Wort. Wer die Priesterweihe empfängt, hat sich dafür entschieden, bei ihm, beim Herrn, zu bleiben. Sein Leben steht und fällt mit ihm.

Ja, das Priestertum steht und fällt mit dem Bleiben in Christus. „Bleibt in meiner Liebe“. Es ist, so sagt es der Herr, wie beim Rebstock. Jeder kennt von uns das Gleichnis. Weinstock und Rebe gehören zusammen, wie Wurzel und Wachstum, Baum und Frucht. Das ist eine Einheit. Was soll ein Rebzweig, der sich vom Weinstock löst? Er verdorrt und wird zum Brennholz geworfen. Ohne Verbindung mit dem Stamm wird er saft- und kraftlos. Der Lebensstrom ist an den Wurzelgrund gebunden, an den festen Standort, an den festen Standpunkt.

Lieber Diakon Stephan!

Der Priester ist in der Gemeinschaft mit Christus gut aufgehoben. Das Sakrament der Priesterweihe gibt ihm diese Gewissheit. Was Ihren künftigen Dienst als Priester konstituiert ist nicht das Produkt Ihres eigenen Wissens und Ihrer eigenen Leistung. Sie werden durch das Sakrament in Christus eingeweiht. Durch die Verbindung mit ihm empfangen Sie, was Sie sich selbst nicht besorgen können. Sie dürfen in Ihrem Dienst weitergeben, was nicht aus Ihnen selbst kommt. Darum kann sich niemand selbst zum Priester erklären. Der Priester steht unter dem Auftrag, Menschen zu Jesus Christus zu führen und sie zu ermutigen, bei ihm und bei seinem Wort zu bleiben.

Priestersein steht und fällt mit dem Bleiben im Herrn, mit dem Glauben an den Herrn. Andere Berufe sind nicht an den Glauben gebunden, sie können unabhängig davon bestehen. Das Priestertum nicht. Darum steht und fällt das Priestersein auch mit der ausdrücklichen Verheißung Gottes, die diesen Glauben trägt, mit dem Heiligen Geist, den wir gleich nachher gemeinsam im „Veni, Creator Spiritus“ für den Weihelikandidaten erbitten. Priesterweihe ist sakramentale Besiegelung mit diesem Geist. Sie ist Zeichen der bleibenden Initiative Gottes vor aller menschlichen Entscheidung und trotz aller menschlichen Schwächen. Das

Siegel trägt das Bild Christi, eingebrannt im Feuer des Geistes und darum durch keines Menschen Hand zu löschen, es ist „unauslöschlich“. Das Sakrament der Priesterweihe prägt der Seele einen character indelebilis, einen unauslöschlichen Charakter ein, sagt uns die Kirche. Ein für alle Mal.

Eine der Fragen, die Ihnen gleich gestellt wird, lautet: „Bist Du bereit, Dich Christus, dem Herrn, von Tag zu Tag enger zu verbinden und so zum Heil der Menschen für Gott zu leben?“ Das ist der Punkt, das ist die Frage. Da ist Treue gefragt, Standhaftigkeit. Ich stehe zu meinem Wort, ich bleib dabei.

Liebe Schwestern und Brüder!

Die Kirche spendet seit alters her den Segen mit dem Zeichen des Kreuzes. Denn von Christus her ist das Kreuz zum Kennzeichen der Liebe geworden, zum Alleinstellungsmerkmal des Christlichen. Mit ihrem Segenszeichen sagt uns die Kirche, wo die Quelle allen Segens, aller Verwandlungen und aller Fruchtbarkeit ist. So können wir sagen: Den Auftrag des Priesters kann man nicht schöner umschreiben als mit dem Wort: Ein Segnender soll der Priester sein; er kann und darf und er soll es sein vom Herrn her. Aber dieser Auftrag schließt ein, dass er sich selbst ein Leben lang unter das Geheimnis des Kreuzes stellt. Dazu bedarf es des Mutes und der Demut zugleich. Mut und Demut kommen aber nicht aus dem Vertrauen auf die eigenen Fähigkeiten und Begabungen, sondern aus der Treue zum gegebenen Wort und vom Glauben, dass der Priester etwas zu geben hat, das alles Menschliche übersteigt, das Göttliche in sich birgt. Denn der Priester ist nicht einfach ein Beauftragter einer Institution wie ihn die Gesellschaft braucht, damit gewisse Funktionen in ihr erfüllt werden können. Er tut vielmehr etwas, was kein Mensch aus sich heraus kann: Er spricht in Christi Namen das Wort der Vergebung für unsere Sünden und ändert so von Gott her den Zustand unseres Lebens. Er spricht über die Gaben von Brot und Wein die Wandlungsworte, die ihn selbst, den Auferstandenen, sein Fleisch und sein Blut gegenwärtig werden lassen und so die Menschen auf Gott hin öffnen und zu ihm führen. Priestertum ist nicht einfach eine Funktion, sondern Sakrament: Gott bedient sich eines armseligen Menschen, um durch ihn für die Menschen da zu sein und zu handeln. Diese Kühnheit Gottes, der sich Menschen anvertraut, Menschen



zutraut, für ihn zu handeln und da zu sein, obwohl er unsere Schwächen kennt – diese Kühnheit ist das wirklich Große, das sich im Priestertum verbirgt.

Für uns alle, liebe Brüder und Schwestern heißt das: Wir sollen im Priester nicht zuerst die überragende Persönlichkeit sehen, die er vielleicht gar nicht ist. Sicher sollen wir die guten Eigenschaften, die ein Priester hat, in Ehren halten. Aber wir müssen uns in Acht nehmen, im Priester nur den Menschen zu schätzen. Der ist er auch, aber er ist noch mehr, besser: wir müssen anerkennen, dass der Priester uns etwas bringt, das nicht aus den Möglichkeiten dieser Welt ableitbar ist.

Wenn Sie, lieber Stephan, um diese Zusammenhänge wissen, dann wird das Ihren künftigen Dienst im Weinberg des Herrn prägen. Wenn Sie überzeugt sind, dass Sie den Lebenskurs der Menschen lenken können, weil Sie das menschengewordene Wort Gottes, Jesus Christus, verkünden, dann werden Sie es nicht Ihnen selbst zuschreiben, wenn das gelingt. Dann werden Sie in gesunder Weise relativiert. Sie treten hinter Ihre Aufgabe zurück. Wenn Priester und selbst Bischöfe nicht mehr den Mut haben, das Evangelium kraftvoll und unverkürzt zu verkündigen, sondern eigene Weisheiten zum Besten geben, dann gibt es Unheil, dann hagelt es Schlagzeilen. Haben wir davon in jüngster Zeit nicht mehr als genug gehabt? Wer eine neue Kirche erfinden möchte, der irrt, der ist auf dem Holzweg, der missbraucht seine geistliche Vollmacht.

Etwas humorvoll und leicht provokativ gesagt: Sie dürfen den Mund voller nehmen, als wenn Sie nur im eigenen Namen sprechen würden. Sie dürfen, Sie müssen den Menschen die Frohe Botschaft verkünden, mit der Sie selber

ringen werden, solange Sie leben. Denn dieses Ideal haben Sie nicht selbst erfunden. Ich wünsche Ihnen den nötigen Mut, diese Herausforderung ganzen Herzens anzunehmen.

Und ich wünsche Ihnen die nötige Demut zu erkennen, dass Sie nur Überbringer der Frohen Botschaft und nicht selbst die Frohe Botschaft sind. Und ich wünsche Ihnen Mut und Demut zugleich, das zu sagen und zu tun, was im Namen Jesu Christi zu sagen und zu tun ist. Sei es gelegen oder ungelegen. Wenn Sie aus diesem Bewusstsein heraus leben und wirken, lieber Stephan, dann werden Sie weder mutlos noch übermütig werden, sondern dankbar, aus ganzem Herzen dankbar. In der tiefsten Seele dürfen Sie dann erfahren, dass Sie in allem Tun und Lassen von dem gehalten und geführt sind, der Sie in seinen Dienst gerufen hat: Jesus Christus, der auferstandene Sohn des lebendigen Gottes.

Lieber Diakon Stephan!

Sie führen hinter Ihrem Namen die drei kleinen Buchstaben, die Ihre Ordenszugehörigkeit bezeichnen: SJM - Servi Jesu et Mariae, Diener Jesu und Mariens. Darin steckt ein großer Auftrag. Zurecht. In dieser Stunde Ihrer Priesterweihe vertrauen wir Sie hier in Altötting der Mutter des Herrn an. Wenn Sie bei der Muttergottes stehen, ihr dienen, dann stehen sie gut, dann sind Sie in guten Diensten. Wie der Herr seine Mutter unter dem Kreuz Johannes, anvertraut hat, so vertraut er sie heute, hier und jetzt, auch Ihnen an. Und mit der Mutter vertraut Christus die Kirche uns Priestern an. Nur in großer Demut und in unbedingtem Vertrauen auf seine Gnade können wir diesen Dienst für die Menschen wagen, aber so auch als Dienst der Freude leben. Bleiben Sie Ihr Leben lang bei der Mutter stehen. Unter ihrem Mantel stehen Sie sicher, weil Sie dann im Licht Christi, im Licht der Auferstehung sind. Amen.

KANONISCHE NIEDERLASSUNG DER SJM IM BISTUM AUGSBURG

Am 26. April 2021 hat der Bischof von Augsburg, Seine Exzellenz Dr. Bertram Meier, der Errichtung einer kanonischen Niederlassung der SJM im Bistum Augsburg zugestimmt. Wir danken Bischof Meier und der Diözese für ihr Vertrauen, das sie damit gegenüber unserer Gemeinschaft zum Ausdruck bringen. Diese Anerkennung ist uns ein Ansporn, uns weiterhin mit unserem Charisma in die Pastoral des Bistums einzubringen. Unser kirchenrechtlicher Sitz in der Diözese Augsburg wird in der Pfarreiengemeinschaft Ebersbach liegen, wo P. Karl Barton SJM bereits seit 2018 in der Pfarrseelsorge wirkt.

Augsburg ist für uns als SJM ein besonderes Bistum: In den ersten Jahren lebte unsere "Gründerkommunität" im ehemaligen Kapuzinerkloster in Mussenhausen (1988-1996). 1996 zog das Noviziat und die Seminaristen in das neu erworbene Mutterhaus "Schloss Auhof" nach Blindenmarkt in Österreich um. Aber auch in dieser Zeit blieb unsere Gemeinschaft – in Absprache mit dem Bistum – in der Jugendseelsorge von Pfadfindergruppen vor Ort präsent. Seit 2010 hat sich die Mitarbeit der SJM in der Diözese immer weiter intensiviert: Zuerst übernahm P. Johannes Ziegler SJM eine Stelle in der Pfarrseelsorge in Rennerthofen; 2013 wechselte er zur Gebetsstätte Marienfried, wo er seither tätig ist. P. Stefan Würges SJM wohnte während seiner Promotion an der Universität Augsburg im Pfarrhaus Ronsberg (2015-2017) und unterstützte den damaligen Pfarrer Erwin Reichart als seelsorglicher Mitarbeiter. Im Oktober 2015 spendete Weihbischof Florian Wörner von Augsburg zwei SJM-Mitbrüdern die Diakonatsweihe in Marienfried. P. Johannes Kargl SJM wirkte ab 2016 als Kaplan in der Pfarreiengemeinschaft Lechrain, inzwischen ist dort P. Janusch Wollnie SJM tätig. Wie bereits erwähnt übernahm P. Karl Barton SJM 2018 die Pfarreiengemeinschaft Ronsberg-Ebersbach-Willofs, und seit

einem Jahr arbeitet P. Christian Dietrich SJM am Wallfahrtsort Maria Vesperbild mit. Weitere SJM-Mitbrüder wohnen in Absprache mit dem Bistum in unserem Haus in Neusäß, von wo aus sie vor allem in der Jugendseelsorge tätig sind, aber immer wieder auch in der regulären Pfarrseelsorge Aushilfen übernehmen.

Wir sind dankbar für die Offenheit und das Wohlwollen, das uns in den letzten zehn Jahren zuerst Bischof Walter Mixa, dann Konrad Zdarsa und jetzt Bischof Bertram Meier entgegengebracht haben. Im Rahmen der vielfältigen Aufgaben, die wir in dieser Zeit wahrnehmen durften, lernten wir nicht nur die Verantwortungsträger im Bistum kennen, sondern auch viele Priester und Pfarrer des Bistums. Mit der Erlaubnis zur Errichtung einer Niederlassung der SJM im Bistum Augsburg bestätigt der Bischof unsere jahrelange Erfahrung, dass wir als SJM mit unserem Charisma willkommen sind, dass wir uns – unter der Leitung des Bischofs – in die diözesane Seelsorge einbringen dürfen und damit unseren Teil bei der Verkündigung der Frohen Botschaft Christi und dem Aufbau der Kirche beitragen können. Das erfüllt uns mit Freude.

Aus diesem Grund ist die Errichtung einer neuen kanonischen Niederlassung im Bistum Augsburg für unsere Gemeinschaft ein wichtiger und freudiger Schritt. Natürlich werden wir auch weiterhin in anderen Bistümern präsent bleiben, speziell auch durch die Begleitung von Jugend- und Pfadfindergruppen. Schließlich haben wir vom heiligen Ignatius folgenden Grundsatz in unsere Regeln übernommen: "Es ist unsere Berufung, verschiedene Orte zu durchwandern und das Leben an jedem beliebigen Ort der Welt zu führen, wo größerer Gehorsam gegenüber Gott und Hilfe für die Seelen zu erhoffen ist."

In diesem Sinn hat uns nun die Vorsehung einen festen Platz im Bistum Augsburg geschenkt. Dafür DEO GRATIAS!

VERGIB UNS UNSERE SCHULD

Die sechste Vaterunser-Bitte

VON PATER MARTIN LINNER SJM

Immaculée Ilibagiza ist ein junges Mädchen, sie hat wunderbare Eltern und drei Brüder und lebt glücklich in ihrer Heimat Ruanda. Sie beschreibt ihr Land und ihr Leben als „ewigen Frühling“.

Ganz unvermittelt kommt der „Winter“, jäh bricht der ruandische Völkermord im April 1994 in ihr Leben. Als Angehörige der Tutsi-Minderheit wird auch ihre Familie von Interahamwe-Milizen der Hutu-Majorität blutig verfolgt. Verschiedene Friedensbemühungen ihres angesehenen Vaters scheitern.

Im Angesicht des Todes flieht die 22-jährige zu einem bekannten Pastor. Zusammen mit sieben weiteren Frauen findet sie Schutz in einem zwei Quadratmeter großen, abgeriegelten Toilettenraum seines Hauses – für die kommenden 91 Tage. Die Frauen liegen übereinander, in denselben Kleidern, leiden schon bald an Läusen und Hautausschlag.

Noch schlimmer ist ihre panische Angst bei den regelmäßigen Hausdurchsuchungen, am schlimmsten die innere Not. Der Glaube Immaculées wankt wie eine Nusschale auf hoher See. Die gläubige Katholikin klammert sich an den Rosenkranz, ein Geschenk ihres Vaters beim Abschied. „Ich habe hunderte Male das Vaterunser gesprochen, in der Hoffnung, den Mördern zu vergeben. Jedes Mal, wenn ich zur Stelle »wie auch wir vergeben unseren Schuldigern« kam, wurde mein Mund trocken. Die Versuchung zu hassen, überwältigte mich.“

Führe uns nicht in Versuchung

Die Versuchungsbite hat immer wieder Fragen aufgeworfen. Kann Gott überhaupt jemanden in Versuchung führen? An sich ist der Urtext des Herrengebets eindeutig. Aber sollte man ihn nicht besser interpretierend übersetzen: „Führe uns in der Versuchung“?

Das Neue Testament sagt ganz klar: „Gott kann nicht in die Versuchung kommen, Böses

zu tun, und er führt auch selbst niemand in Versuchung“ (Jak 1,13). Denn „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,16).

Von der Liebe Gottes spürt Immaculée nichts mehr: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen (Ps 22,2)?“, spricht sie und weiß nicht, ob sie betet oder anklagt. Sie weiß nichts von ihrer Familie. Sie weiß nur von Tausenden ermordeter Stammesgenossen. Ihr selbst wird nach dem Leben getrachtet. Sie hasst die „Hutu-Killer“. Böse Gedanken gegen Gott steigen in ihr auf. ER hat dieses Morden nicht verhindert, ER hat es zugelassen!



Immaculée Ilibagiza

Die Theologie hat sich eingehend mit diesem scheinbaren Widerspruch auseinandergesetzt. Gott liebt nicht das Böse und bewirkt nicht das Böse, auch nicht die Versuchung. Gott lässt das Böse, das seine in Freiheit geschaffenen Wesen verschulden, aber zu. Dabei ist das Böse, wie die Kirchenlehrer Augustinus und Thomas von Aquin sehr treffend beschreiben, immer ein Mangel an Gutem, ein Mangel an Gottverbundenheit. Das Böse, die Sünde ist

das Sich-Abwenden von Gott.

Immaculée ringt mit Gott. Sie erkennt, dass sie sich in der größten Versuchung ihres Lebens befindet. Dabei wird ihr bewusst, dass sich all das schreckliche Leid nur zutragen konnte, weil Menschen Gott und seine Liebe aus ihrem Leben verbannten. Und sie bemerkt schmerzlich, dass auch sie Gott durch ihren Hass aus dem Herzen verstoßen und so ihr eigenes Elend noch größer gemacht hat. Sie erkennt, wie sehr sie sich seiner Nähe beraubt hat.

Die Bitte eines Kindes

Gott bleibt die letzte Ursache für alles. Er hat den Teufel und die Menschen mit ihrem freien Willen erschaffen. Auch die Hutu-Milizen, die Immaculée nachstellen. Deshalb trägt Gott auch die Letzt-Verantwortung und darf direkt im Vaterunser angesprochen werden. Und Gott übernimmt diese Verantwortung, wie uns das Leben Jesu und sein Sühneleiden zeigen.

Wir dürfen daher Gott in die Pflicht nehmen, uns nicht in Versuchung zu führen. Das bleibt eine kühne Bitte – die vertrauensvolle Bitte eines Kindes. Nur ein Kind kann zu Mama und Papa sagen: „Ihr dürft mich nicht allein lassen! Ihr müsst mir helfen!“

Mehrmals täglich betet Immaculée die Versuchungs-Bitte, die nicht zufällig in den Kontext des Vaterunser-Gebets gestellt ist. Sie versucht, sie voller Vertrauen und Entschiedenheit zu beten, wie ein Kind. Sie nimmt Gottvater in die Pflicht. Sie intensiviert ihr Gebetsleben: Rosenkränze, Schriftbetrachtungen, auch Dankgebete – trotz und wegen aller Not.

Schlechte Nachrichten dringen indessen durch das Fenster des Toilettenraums: bereits 250.000 Tutsi sind hingerichtet worden, Immaculée wird persönlich gesucht und soll getötet werden. Versuchungen erneuten Hasses steigen in ihr auf. Sie kann nicht mehr. Wie viel hat sie schon verloren! Aber sie betet entschieden: „Himmlicher Vater, nimm mir diese Versuchung, bezwinde meinen Hass, lass mich den Mördern vergeben!“

Versuchung als Prüfung

Die jüdische Tradition versteht Versuchung weniger als Verführung, sondern als Prüfung, als Erprobung. Das Ziel der Versuchung ist die Läuterung, die Vollendung im Guten, die Gott gerade seinen Auserwählten zuteilwerden lässt.

So hält ein jüdischer Midrasch fest: „Du prüfst jene, die dich fürchten, damit sie erhöht werden.“ Entsprechend gibt das Jüdische Neue Testament in der Übersetzung von David Stern die Versuchungs-Bitte wieder mit „Führe uns nicht in schwere Prüfung“.

Auch nach dem heiligen Cyprian von Karthago prüft Gott die Auserwählten, um sie das demütige Beten zu lehren. Vor allem aber ist die Prüfung auf die Herrlichkeit Gottes hingerrichtet, die durch die geläuterte Seele noch mehr zum Strahlen kommt.

Gott läutert Immaculée, er befreit sie von Schlacken und schenkt ihr eine neue, nicht gekannte innere Freude. Sie erfährt in den ausgedehnten Gebetszeiten ganz wunderbar seine Gegenwart. Jesus zeigt sich ihr in Träumen, umarmt sie, tröstet sie, schenkt ihr neue Hoffnung.

„In dieser Nacht habe ich mit reinem Herzen gebetet und zum ersten Mal in diesem Badezimmer ruhig geschlafen. Ich erkannte, dass mein Kampf um das Überleben dieses Krieges in mir ausgetragen werden muss.“

Aus der Versuchung zum Wunder

Einmal hat sie 40 Grad Fieber, ein andermal eine überaus schmerzhaft Harnwegserkrankung. Der Pastor kann nur ein Thermometer, aber keine Medikamente anbieten. „Bei diesen Krankheiten konnte ich also nur beten. Ich bat Gott, mir seine heilenden Hände aufzulegen, wenn ich schlief. Beide Male wachte ich erfrischt und gestärkt auf, ohne Fieber oder Schmerzen. Die Macht der Liebe hatte mich geheilt.“

Gott schenkt ihr eine Vertrautheit und Liebe, die ihre Mitbewohnerinnen im kleinen Toilettenraum bewegt und ansteckt. Inmitten des furchtbaren Völkermords ist Gott gegenwärtig, er offenbart sich durch ein 22-jähriges Mädchen. Eine Mitinsassin ist überzeugt: „Das Gebet von Immaculée hat uns gerettet.“ Als ein junger Hutu vom Pastor Zutritt zum abgeschlossenen Toilettenraum verlangt und sich an der Tür zu schaffen macht, bricht Immaculée erschöpft zusammen. Im Traum sieht sie Jesus – strahlend, mit ausgebreiteten Armen: „Vertraue mir, Immaculée, ich werde dich niemals verlassen. Ich hefte mein Kreuz an diese Tür und sie werden dir nicht schaden können.“ Als sie aufwacht, sieht sie den Raum von einem Kreuz aus strahlend weißem Licht durchzogen. Sie ruft den verängstigten Frauen

zu: „Wir sind in Sicherheit, alles wird gut.“
Das Leben Immaculéés und das der alttestamentlichen Gestalt des Ijob ist nicht unähnlich. Gott erlaubt Satan, Ijob zu versuchen. Ziel des Teufels ist es, sein Opfer zu Fall zu bringen, Gott hingegen erstrebt mit dieser Zulassung die Vollendung Ijobs. Deshalb setzt Gott auch Grenzen für die Erprobung fest. Die Versuchung ist hart, doch Ijob geht aus ihr als ein „Gerechter“ hervor, ja er wird für seine Standhaftigkeit und Treue mit einer Vervielfachung seiner Güter belohnt.

„Je mehr ich betete, desto bewusster wurde mir, dass mein Herz noch so viel Zorn und Hass enthielt. Beim Rosenkranz betet man sechs Mal das Vaterunser. Ich habe versucht, mit dem Herzen zu beten: »Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.«“

Schmerzhaftes Freiheit

Als der Pastor erfährt, dass die Milizen sein Haus stürmen wollen, beschließt er, die Frauen nachts in ein nahegelegenes französisches Militärlager zu bringen. Plötzlich tauchen aus dem Dunkel 60 schwerbewaffnete Interahamwe auf und marschieren auf die Flüchtlinge zu. Immaculée weiß nicht, wie es weitergehen soll. „Warum darf der Teufel unangefochten unter uns wandeln und Herz und Verstand vergiften, bis es zu spät ist?“, fragt sie Gott. Versuchungen übergroßer Angst bedrängen sie, aber sie betet: „Vater, vergib ihnen, was sie tun wollen, erfülle ihr Herz mit deiner Liebe, schenke ihnen allen deinen reichen Segen...“
Wie durch ein Wunder lassen die Interahamwe die Frauen unbehelligt zum französischen Lager durch.

Dort trifft Immaculée Jean-Paul, einen Freund der Familie, dem ihr Bruder Damascene einen Brief übergeben hatte:

„Liebe [Papa, Mama, Vianney und] Immaculée!

Es ist schon fast einen Monat her, dass wir getrennt wurden. Ich werde versuchen aus dem Land herauszukommen. Macht euch meinerwegen keine Sorgen. Ich habe viel gebetet, ich bin auf den Tod vorbereitet. Wenn mir die Flucht gelingt, nehme ich mit Euch Kontakt auf.“

Der mit Tränen verweinte Brief wird unterbrochen. Damascene setzt „Papa, Mama, Vianney“ in eckige Klammern und fügt hinzu:

„Immaculée, ich bitte Dich, sei jetzt stark. Ich habe gerade gehört, dass Mama, Papa und Vianney tot sind. Ich melde mich bei Dir, sobald

ich kann.

Ich umarme Dich ganz fest!

Dein Bruder Damascene, der Dich sehr lieb hat!“

Jean-Paul muss ihr berichten, dass schließlich auch Damascene grausam getötet wurde, während er für seine Mörder betete. Immaculée fühlt sich wie Ijob. Sie hat alles verloren, bricht zusammen und weint, „bis ich keine Tränen mehr hatte“.

Zwischen Tod und Leben

Alle Frauen sollen aus dem französischen Lager in ein Camp ihrer Stammesgenossen verlegt werden. Als dem LKW auf dem Transport mehrere hundert bewaffnete Interahamwe entgegentreten, will der Kommandant keinen Konflikt riskieren. Er befiehlt allen Frauen das Fahrzeug zu verlassen. Sie flehen ihn an, werden den Milizen aber schutzlos ausgeliefert.

„Wie kann es sein, dass diese Tutsi-Weiber noch am Leben sind?“, meint einer der Soldaten. Er erkennt Immaculée: „Schaut, diese Kakerlake! Das ist Leonards Tochter. Jetzt geht es dir an den Kragen...“

Immaculée betet: „Lieber Gott, bitte bleib bei mir. Nimm das Böse aus den Herzen dieser Männer und lösche ihren Hass mit deiner Liebe. Wenn sie mich töten, lieber Gott, bitte vergib ihnen.“

Einer der Milizen lässt seine Machete fallen, ein anderer sein Gewehr. Keiner der Truppe tut den Frauen etwas zuleide und sie erreichen unbeschadet das Lager.

Das neue Leben

Mitte Juli 1994 endet der dreimonatige Bürgerkrieg. Durch mehrere Wunder überlebt die 22-jährige den Genozid. Endlich hat sie die Kraft, ihrem einzigen überlebenden Bruder Aimable zu schreiben: „Mein liebster Aimable, das ist der traurigste Brief, den ich je geschrieben habe, und der traurigste Brief, den Du je bekommen wirst ...“ Sie legt den Rosenkranz ihres Vaters bei.

Immaculée zerreißt es das Herz. Nachts träumt sie wieder:

„Ich sah Mama, Papa und meine Brüder Damascene und Vianney in hellem Licht. Sie sahen mich freudestrahlend an und auch ich freute mich. »Immaculée, es ist gut, dass wir dich immer noch froh machen können«, sagte Damascene. »Du bist schon viel zu lange traurig, du musst aufhören zu weinen. Siehst du, wie glücklich wir sind? Willst du wirklich, dass wir

zurückkommen und leiden?»

»Nein, nein, Damascene!«, rief ich aus und weinte vor Freude. »Kommt nicht zurück! Wenn Gott meint, dass sich mein Leben auf Erden erfüllt hat, werde ich zu euch kommen.«

»Wir warten auf dich, liebe Schwester. Und nun lass deine Seele heil werden — du musst lieben, und du musst denen vergeben, die uns Böses getan haben.«

Das Beten der sechsten Vaterunser-Bitte



Immaculée vor ihrer Pfarrkirche in Ruanda

schließt die Bereitschaft ein, die von Gott zugemessene Prüfung auf uns zu nehmen. Zugleich bitten wir darum, dass Gott uns nicht mehr zumisst, als wir tragen können, mit der vertrauenden Gewissheit, dass „Gott treu ist und nicht zulassen wird, dass wir über unsere Kraft hinaus versucht werden. Er wird uns in der Versuchung einen Ausweg schaffen, so dass wir sie bestehen können“ (vgl. 1 Kor 10,13). Immaculée kennt diesen „Ausweg“, den Weg zum Frieden. Sie beschließt, Felicien, einen Anführer der Interahamwe, im Gefängnis zu besuchen. Sie betet gerade für ein gutes Gespräch, als der Präfekt einen verwahrlosten Häftling vorführt: „Er hat das Haus deiner Eltern geplündert und angezündet. Er hat deine Mutter und Damascene getötet. Ist es nicht so, du Schwein?“ Der Präfekt tritt Felicien, dass er zu Boden stürzt, und zieht ihn am Kragen wieder hoch. Dieser schweigt und schluchzt. Immaculée berichtet: „Er schaute mich nur kurz an. Doch unsere Blicke begegneten sich. Ich berührte leicht seine Hände und sagte langsam die Worte, für die ich gekommen war: »Ich vergebe dir«. Und ich weinte mit ihm.“

Sieger über die Versuchung

Die Evangelien berichten uns, dass auch Jesus vom (Heiligen!) Geist in die Wüste geführt wird, um versucht zu werden. Aber die Versuchungen kommen vom Teufel. Und Jesus nimmt sie auf sich, die Versuchungen der ganzen Menschheit, die sie immer wieder von Gott wegführen, in der sich Menschen an die Stelle Gottes setzen. Jesus geht diesen Weg „unserer Versuchungen und Niederlagen, um uns an die Hand zu nehmen und aufwärts zu tragen“ (Benedikt XVI.).

Christus, das Haupt der Kirche, wird versucht für uns Glieder. Und das Haupt hat in der Versuchung gesiegt und in ihm die Glieder. Wir dürfen Gott bitten, uns nicht mehr in Versuchung zu führen, weil das Haupt den Sieg über die Versuchung davonträgt. Nicht wir brauchen und können unsere Versuchung überwinden, sondern der die Versuchung auf sich nehmende und siegreiche Christus in uns. Der Friede Christi hat in Immaculée gesiegt. Sie wird nicht zufällig als Friedensbotschafterin an die Vereinten Nationen berufen.

Besonders sehnt sie sich nach einer Beziehung. Aufgrund ihrer Gebeterfahrungen gibt sie Gott einen klaren Steckbrief ihres künftigen Ehemanns. Auch gut katholisch muss er sein. Sie setzt sogar eine Frist. Und sie erkennt Bryan sofort „wieder“, als er ihr zum ersten Mal begegnet. Zwei Jahre später heirateten sie.

Immaculée ist glücklich. Sie weiß ihre Eltern und Geschwister in der Glückseligkeit des Himmels. Sie hat einen liebevollen Mann und zwei wunderbare Kinder. Sie weiß, dass das Böse nicht das letzte Wort hat. In vielfältigen Projekten hilft sie anderen Menschen in Leid, Not und Krieg, dieser Versuchung zu widerstehen.

Sie weiß: das letzte Wort ist das fleischgewordene Wort, Jesus, der unsere Versuchungen trägt und uns vom Bösen erlöst: „Gott liebt uns wirklich!“, bezeugt die katholische Schriftstellerin und Glaubensverkünderin auf Reisen durch die ganze Welt. Die Menschen sehen Immaculée und glauben ihr.

„Aus einem einzigen Grund hat Gott mein Leben geschont und auch meine Seele gerettet: um anderen meine Geschichte zu berichten und so vielen Menschen wie möglich von der heilenden Kraft seiner Liebe und Vergebung zu erzählen.“

Mach dich glücklich!

10. September 2017

Liebe Freundin, lieber Freund,

ich habe nie wirklich viel über Glück nachgedacht, bis ich nach Amerika kam. In Ruanda, in der armen Gegend, in der ich aufgewachsen bin, waren die meisten Menschen froh, genug zu essen zu haben, um ihre Familie vor dem Hunger zu bewahren. Ich denke, deshalb habe ich immer angenommen, dass Menschen, die in reichen Ländern leben, die ganze Zeit glücklich sein würden. Aber als ich Ruanda verließ und anfang zu reisen, wurde mir klar, dass dies nicht zutraf und dass so viele Menschen, die ich in Europa und Amerika traf, überhaupt nicht glücklich waren. Da begann ich mich zu fragen, was wahres Glück wirklich ist und wie wir es alle finden und zu einem Teil unseres Lebens machen können.

Als ich aufwuchs, wurde mir beigebracht, dass wir immer dankbar sein und Gott für die guten Dinge danken müssen, die wir hatten. Mir wurde gesagt, wir müssen immer etwas finden, wofür wir Gott danken können, auch in schlechten Zeiten. Für mich wurde dies eine besonders wertvolle Lehre während des Völkermords, als ich mich drei Monate lang mit sieben anderen Frauen für mein Leben in einem winzigen Badezimmer versteckte. Während dieser schrecklichen Wochen haben uns ständig Killer gejagt, unsere Familien wurden ermordet, wir lebten in einem Zustand ständigen Terrors. Es war ein Albtraum und es schien unmöglich, etwas Gutes zu finden, wofür man Gott danken könnte.

Ich erinnere mich, dass ich gedacht habe: „Das ist die Hölle, es gibt nichts Gutes mehr auf der Welt – ich kann Gott für nichts danken.“ Und je schlimmer und hoffnungsloser die Situation wurde, desto mehr betete ich ... und je mehr ich betete, desto tiefer suchte ich in mir nach etwas, wofür ich Gott danken konnte. Zuerst konnte ich nichts finden, aber langsam wurde mir bewusst, welche Zeichen seines Segens in meinem Leben waren – Zeichen wie kleine Kerzen der Hoffnung begannen die Dunkelheit um mich herum aufzuhellen.

Da war zum Beispiel die Freundlichkeit des Mannes, der uns versteckte, ein Mann, der sein eigenes Leben riskierte, um uns zu retten. Und da war der Rosenkranz, den mein Vater mir zum Abschied geschenkt hat; ein kostbares Geschenk, das mir half, in den dunkelsten Stunden meines Lebens zu beten. Und da war auch die Gesellschaft der Frauen, die sich mit mir versteckten. Ich wurde unglaublich dankbar für all diese kleinen Zeichen des Segens, die Gott mir gegeben hatte, und diese Dankbarkeit wurde für mich zu einem tiefen Grund, Ihm jedes Mal zu danken, wenn ich betete. Je mehr ich etwas fand, wofür ich dankbar sein konnte, desto leichter wurde mein Herz. Und trotz der Wut, des Hasses, der Angst und des Blutvergießens, die mich umgaben, begann ich Momente echten Glücks zu erleben.

Zu oft nehmen wir an, dass jemand glücklich ist, weil er reich ist und sich alles leisten kann. Und zu oft denken wir, wenn wir nur diese schönen Dinge in unserem eigenen Leben hätten, wären wir auch glücklich. Aber die Wahrheit ist, Glück wird nur gefunden, wenn unser Herz für all die Dinge dankbar sein kann, mit denen Gott uns gesegnet hat, egal wie klein oder unbedeutend sie uns erscheinen mögen. Und ja, Du kannst immer etwas finden, für das Du dankbar sein kannst, egal wie hart das Leben manchmal ist. Wir werden glücklich, wenn wir dankbar sind.

Dankbarkeit bedeutet nicht, dass Du für alles dankbar bist – Kriege, Tragödien, Hunger, Unehrlichkeit, Untreue usw. Aber es bedeutet, dass Du wählen kannst, worüber Du in jedem Augenblick dankbar sein möchtest, und je mehr Du ausschaut, desto mehr wirst Du fündig, und das wird Dir Freude bringen und Dich glücklich machen.

Ich ermutige Dich, ein paar Augenblicke damit zu verbringen, über all die wunderbaren Dinge in Deinem Leben nachzudenken, die Du manchmal für selbstverständlich hältst – Deine Freunde, Familienmitglieder, zufällige freundschaftliche Dienste, das Lächeln eines Fremden, die Wärme der Sonne, die Luft, die Du atmest usw. Entscheide Dich, in jedem Moment ein Geschenk zu sehen – und Du wirst wirklich GLÜCKLICH sein. Verschwende keine Zeit damit, über die Probleme oder das Chaos um Dich herum nachzudenken, es sei denn, Du versuchst, die Situation zu lösen. Sich zu beklagen raubt Dir Kraft, während Dankbarkeit Dich mit Leben erfüllt und Dein Herz für wahres Glück und Freude öffnet.

Gottes Segen für Dich,

Immaculée

JESUS – JÜDISCHER MESSIAS, KATHOLISCHER CHRISTUS?

Messianische Aussagen bei den Propheten des Alten Testaments - Teil 2

VON PATER DOMINIK
HÖFER SJM

„Ihr aber, was sagt ihr, wer ich
bin?“ (Mt 16,15)

Um Jesus als Messias zu erkennen, bedarf es einer Offenbarung (Mt 16,17) oder zumindest einer Erleuchtung. Einfach nur das Alte Testament gut zu kennen reicht nicht aus. Auch Saulus/Paulus kannte die Schrift sehr gut und verfolgte Jesus in seinen Gläubigen!

Wie erkannten die Menschen den Messias? Zum einen sollte der Messias ein Prophet sein. Die Zeitgenossen Jesu spürten, dass er ein vollmächtiger Prophet war (Apg 3,22; 7,37; Joh 6,14; 7,40). Natürlich erkannten die Menschen Jesus auch an den messianischen Wundern. Es gab drei messianische Wunder, die Jesus alle vollbrachte.

Drei Messias-Erweise

a) Das erste Wunder finden wir in Lk 5. Hier wird uns die Geschichte von der Heilung eines Aussätzigen berichtet. Nirgendwo im Alten Bund wird nach der Zeit der Propheten die Heilung eines Juden vom Aussatz berichtet. Oft war es den Rabbinern möglich, andere Krankheiten zu heilen – doch nicht den Aussatz. In Levitikus 13 und 14 stehen detaillierte Angaben, für die Führer des Volkes, wie sie sich im Falle der Heilung eines Juden vom Aussatz verhalten sollten. All diese Anweisungen gab es; doch sie wurden nie gebraucht. Und weil es keinen Bericht eines vom Aussatz geheilten Juden seit den Makkabäern gab, haben die Rabbiner dies als ein MESSIANISCHES WUNDER deklariert.

In Lk 17,11-19 können wir so etwas wie göttlichen Humor feststellen. Bis jetzt heilte Jesus nur einen Aussätzigen. Der Hohe Rat war skeptisch und

begann mit seinen Untersuchungen, ob Jesus der Messias sei. Und nun kommen zehn Aussätzige zu Jesus, also zu dem, den der Hohe Rat daraufhin beseitigen wollte. Zehnmal mehr als früher! Zehnmal mehr ein Hinweis und Zeugnis, dass Jesus der Messias ist.

b) Schauen wir jetzt Mt 12 an, weil dies das wichtigste Kapitel über das Leben Jesu ist, mit Ausnahme der Kapitel, die seinen Tod und seine Auferstehung behandeln. In diesem Kapitel finden wir einen WENDEPUNKT im öffentlichen Dienst Jesu. In V.22 treibt Jesus einen Dämon aus, der eine Person so in Besitz genommen hat, dass sie nicht sprechen konnte. In V.23 sehen wir, wie das Volk deshalb eine Frage stellt: „Ist dieser nicht der jüdische Messias? Ist er nicht der Sohn Davids?“

Jesus hat früher auch schon andere Dämonen ausgetrieben, aber sie haben nicht diese Frage gestellt. Warum nicht? Warum gerade jetzt? Im Judentum wurden Dämonenaustreibungen auch praktiziert. Die Pharisäer und ihre Jünger haben oft Dämonen ausgetrieben. Im Judentum musste man, um Dämonen auszutreiben, ein spezielles Ritual befolgen. In diesem Ritual musste man zuerst eine Kommunikation mit dem Dämon herstellen. Nachdem Kontakt hergestellt worden war, musste man auch den Namen des Dämons erfragen. Und nur nachdem man den Namen erfahren hatte, konnte man diesen benutzen und ihn damit zwingen auszufahren. Bei anderen Gelegenheiten benutzt Jesus diese jüdische Methode (Mk 5,9).

Doch eine Art von Dämonen konnten die Juden nicht austreiben: die Art eines Dämons, die eine Person stumm machte, so dass er nicht sprechen konnte. Und wenn er nicht

sprechen konnte, dann konnte man auch keine Kommunikation herstellen. Doch die Pharisäer lehrten: Wenn der Messias komme, dann würde er auch diese Art eines Dämons austreiben können. Das ist das zweite der messianischen Wunder.

c) Kommen wir nun zu Joh 9. In den Versen 1 und 2 wird berichtet, dass Jesus mit seinen Jüngern an einem Mann vorbeiging, der von Geburt an blind war. Die Jünger stellen eine seltsame Frage: „Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, so dass er blind geboren ist?“

Das Gesetz sagt ja, dass Gott die Sünden der Eltern an den Kindern heimsuchen wird bis hin zur vierten Generation (Exodus 20,5). Dieser Teil der Frage ist daher nicht seltsam. Aber sie haben auch gefragt: „Hat dieser Mensch gesündigt, so dass er blind geboren wurde?“

Wie hätte dieser Mensch sündigen können, bevor er geboren wurde und dadurch eben blind zur Welt kam? Vielleicht kamen die Jünger auf diese Idee, weil Jesus bei der Heilung des Gelähmten auch auf Sündenvergebung zu sprechen kam (Mt 9,2) und so den Tun-Ergehen-Zusammenhang nicht in Frage stellte.

Auf alle Fälle: Hier verneint Jesus eindeutig und stellt sich gegen den damaligen Mainstream und auf die Seite der gläubigen Vernunftüberlegung. Weder der Blindgeborene noch seine Eltern haben sich einer speziellen Sünde schuldig gemacht, so dass er dadurch blind geboren wäre. „Sondern an ihm sollen die Werke Gottes offenbar werden“ (Joh 9,3). Das war das dritte der drei messianischen Wunder.

Wenn nun ein nach dem Licht suchender Jude, sei er Zeitgenosse Jesu, sei er späterer Schriftleser, weiter



forscht, musste er auf viele weitere Verheißungen des Alten Testaments stoßen, die auf eindrucksvolle Weise von Jesus erfüllt wurden.

Das Alte Testament, das in jedem Fall vor der Ankunft Jesu bereits fertiggestellt war, enthält über 300 Prophezeiungen über den kommenden Messias, die sich alle im Leben, Sterben und in der Auferstehung Jesu erfüllten. Der christliche Wissenschaftler Peter Stoner (1888-1980) hat in seinem Buch *Science speaks* dargestellt, dass nach mathematischer Wahrscheinlichkeitsrechnung ein Zufall hier ausgeschlossen ist. Wenn ein Mensch

nur acht dieser Prophezeiungen durch Zufall erfüllen würde, so entspräche dies einer Wahrscheinlichkeit von 1:100 Milliarden. Die Wahrscheinlichkeit zur Erfüllung aller Voraussagen ist damit gleich Null, d. h. der Zufall scheidet als Erklärungsversuch aus.

Zum Abschluss eine kleine Übersicht der 32 wichtigsten Messianischen Prophezeiungen, die sich in Jesus Christus erfüllt haben. Möge sie uns helfen, unseren Glauben an Jesus Christus zu vertiefen.

Thema aus dem Leben Jesu	Verheißung im AT -->	Erfüllung im NT
Geboren in Bethlehem	Micha 5,1	Matthäus 2,1
Von einem Vorboten angekündigt	Jesaja 40,3	Matthäus 3,1-2
Einzug in Jerusalem auf einem Esel	Sacharja 9,9	Lukas 19,35-37
Verraten von einem Freund	Psalm 41,10	Matthäus 26,49-50
Für 30 Silberstücke verraten	Sacharja 11,12	Matthäus 26,15
Den Verräterlohn in den Tempel geworfen	Sacharja 11,13b	Matthäus 27,5
Der Preis für den Töpferacker	Sacharja 11,13b	Matthäus 27,7
Von seinen Jüngern verlassen	Sacharja 13,7	Markus 14,50
Von falschen Zeugen angeklagt	Psalm 35,11	Matthäus 26,59-60
Stumm wie ein Lamm vor seinen Anklägern	Jesaja 53,7	Matthäus 27,12-14
Hände und Füße durchbohrt	Psalm 22,17	Lukas 23,33
Verwundet und zerschlagen	Jesaja 53,5	Matthäus 27,26
Angespuckt	Jesaja 50,6	Matthäus 26,67
Verspottet	Psalm 22,8-9	Matthäus 27,31
Mit Verbrechern gekreuzigt	Jesaja 53,12	Matthäus 27,38
Hände und Füße durchbohrt	Psalm 22,17	Lukas 23,33
Fürbitte für seine Peiniger	Jesaja 53,12	Lukas 23,34
Vom eigenen Volk verworfen	Jesaja 53,3	Johannes 1,11 (Mt 21,42-43)
Gehasst ohne Grund	Psalm 69,5	Johannes 15,25
Freunde halten sich fern	Psalm 38,12	Lukas 23,49
Das Kopfschütteln der Leute	Psalm 109,25	Matthäus 27,39
Mit grimmigen Augen angestarrt	Psalm 22,18	Lukas 23,35
Kleidung verteilt und verlost	Psalm 22,19	Matthäus 27,35
Durst	Psalm 69,22	Matthäus 27,34
Der Schrei der Verlassenheit	Psalm 22,2	Matthäus 27,46
Er befahl sich Gott dem Vater an	Psalm 31,6	Lukas 23,46
Seine Beine wurden nicht gebrochen	Psalm 34,21	Johannes 19,33
Sein gebrochenes Herz	Psalm 22,15	Johannes 19,34
Seine durchstoßene Seite	Sacharja 12,10	Johannes 19,34
Die Finsternis	Amos 8,9	Matthäus 27,45
Begraben im Grab eines Reichen	Jesaja 53,9	Matthäus 27,57-60
Seine Auferstehung von den Toten	Psalm 16,10 (Hosea 6,2)	Matthäus 28,9.18



CREDO COMPACT: Das Glaubensbekenntnis – kurz & bündig „... Auferstehung der Toten (des Fleisches)“

VON PATER GABRIEL JOCHER SJM

Bei jedem Begräbnis stellt sich die Frage: Was wird jetzt aus dem Leib, der da im Sarg in die Erde gesenkt wird?

Verbreitet ist die Meinung, dass das Leben des Menschen schon „irgendwie“ weitergeht, in geistiger Weise, in einer anderen Daseinsform, weit weg hinter den Sternen, ... aber dass nach unserem Tod unser Leichnam irgendwann wieder verklärt auferweckt und mit seiner unsterblichen Seele vereint werden wird - das wäre zu schön, um wahr zu sein!

Eigenartigerweise hat es die frohmachende Antwort aus dem Neuen Testament schwer: Eher wird an Reinkarnation und Seelenwanderung geglaubt, als an die leibliche Auferstehung. In einer Spiegel-Umfrage aus dem Jahr 2019 waren es gerade mal 53% der befragten Katholiken(!), die an ein Leben nach dem Tod nach christlichem Verständnis glauben.

Worin besteht unser Auferstehungsglaube? Wir glauben an die „Auferstehung des Fleisches“ (carnis resurrectionem), so lautet die Formel im apostolischen Glaubensbekenntnis wörtlich. Nicht nur unsere Seele lebt nach dem Tod weiter, sondern auch unsere sterblichen Leiber werden wieder lebendig werden: Wenn aber der Geist dessen in euch wohnt, der

Jesus von den Toten auferweckt hat, dann wird er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen, durch seinen Geist, der in euch wohnt (Röm 8,11).

Die Offenbarung Gottes, was die Auferstehung der Toten betrifft, ging schrittweise. Im Alten Testament wurde die Auferstehung als Bild verwendet für die Befreiung aus Exil und Sünde. (Hos 6,1-3; 13,14; Es 37,1-14) Der Prophet Jesaja weissagt die Auferstehung der Frommen Israels. (Jes 26,19) Erst im 2. Makkabäerbuch ist der Glaube an die allgemeine Auferstehung klar ausgesprochen. (vgl. 2 Makk 7) Und noch zur Zeit Jesu ist die Auferstehungsfrage Grund zur Auseinandersetzung: die Sadduzäer waren Gegner des Auferstehungsglaubens. Ihnen antwortet Jesus: „Ihr irrt euch, ihr kennt weder die Schrift noch die Macht Gottes“ (Mk 12,24).

Berichte von Menschen mit persönlich erlebten sogenannten „Nahtod-Erfahrungen“ können einen Hinweis liefern, dass nach dem Tod eben nicht „alles aus“ ist. Aber der eigentliche und sichere Gewährsmann für unseren Glauben an die Auferstehung der Toten ist das Zeugnis Jesu Christi selbst, übermittelt durch Schrift und Tradition der Kirche. Jesus lehrt nicht nur die Auferstehung der Gerechten

(Lk 14,4), sondern auch die Auferstehung der Gottlosen; denn diese werden mit dem Leib in die Hölle geworfen werden (Mt 5,29f; 10,28; 18,8f).

Die Stunde kommt, in der alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören und herauskommen werden: Die das Gute getan haben, werden zum Leben auferstehen, die das Böse getan haben, werden zum Gericht auferstehen (Joh 5,29).

Anders als im Islam, bei dem das ewige Leben mehr im Genuss natürlicher Freuden, als in der Gemeinschaft mit Gott besteht, bindet Jesus den Glauben an die Auferstehung an seine Person: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben“ (Joh 11,25f).

Wie Christus nach seinem Tod mit seinem verklärten Leib auferstanden ist und für immer lebt, so soll es auch uns gehen (sofern wir

unser irdisches Leben als Gottesfreunde beenden): Wir werden von ihm auferweckt zur vollen Gemeinschaft mit ihm – inklusive unseres verklärten Leibes.

Vor diesem christlichen Hintergrund verliert der Tod seinen Schrecken: Er ist die Durchgangsstation zur Begegnung mit Christus. Daher können sich Heilige wie der Apostel Paulus sogar nach dem Tod sehnen: „Ich habe das Verlangen, aufzubrechen und bei Christus zu sein – um wie viel besser wäre das!“ (Phil 1,23)

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu spricht: „Ich sterbe nicht, ich gehe ins Leben ein.“ Und auch der heilige Ignatius von Antiochien sieht im Tod weniger ein Ende, sondern die Geburt zum neuen Leben:

Besser ist es für mich, zu sterben auf Christus hin, als König zu sein über die Enden der Erde. Jenen suche ich, der für uns starb; jenen will ich, der unsertwegen auferstand. Das Gebären steht mir bevor... Lasst mich reines Licht empfangen! Dort angekommen, werde ich Mensch sein (Ignatius von Antiochien, Rom. 6,1-2).



MODERNE HEILIGE

PAUL JOSEF NARDINI

Gelebtes Opfer für den Herrn



VON LIC.THEOL.
BENEDIKT KICKUM

Ein ungewolltes Kind von Gott gewollt

Als am 25. Juli 1821 ein kleiner Junge in Germersheim am Rhein das Licht der Welt erblickte, deutete so gut wie nichts auf eine verheißungsvolle Zukunft hin. Seine Mutter Margaretha Lichtenberger war 24 Jahre alt, unverheiratet und hatte keinen Beruf. Sie lebte im Haus ihres Vaters, der über den Nachwuchs seiner Tochter nicht gerade erfreut war, denn er selbst erwartete mit seiner Frau zeitgleich

ein Kind. So lebten in dem kleinen Haus sieben Kinder und die älteste Tochter Margaretha mit ihrem Sohn. Über den Vater des Seligen ist nichts Gesichertes bekannt, eventuell handelte es sich um den österreichischen Major von Zocki, der gerade in der Garnisonsstadt stationiert war.

Die ersten zwei Jahre verbrachte der kleine Paul Josef in dieser tragischen Konstellation, 1823 änderte sich jedoch sein Leben grundlegend. Die Schwester seines Großvaters Barbara Lichtenberger hatte im Jahr 1821 den italienischen Schuhmacher Josef Anton Nardini geheiratet. Da die Ehe kinderlos blieb, nahm das Ehepaar Nardini den kleinen Paul Josef zu sich. Damit änderte sich nicht nur sein Name, sondern sein ganzes Leben.

War er die ersten zwei Jahre verlassen und verstoßen, so erfuhr er jetzt von seinen Pflegeeltern Liebe und Zuneigung. Paul Josef wuchs als fröhliches und wissbegieriges Kind heran und zeigte früh seine schulischen Begabungen. Der Lehrer der Volksschule setzte sich für den Besuch des Gymnasiums ein, was sein Pflegevater jedoch ablehnte. Dieser hatte mit großem Fleiß und Geschick einen Handwerksbetrieb aufgebaut und wünschte, dass auch sein Sohn Handwerker würde. So arbeitete Paul Josef nach seiner Schulentlassung in der Werkstatt seines Pflegevaters.

In diesen frühen Jahren zeigte sich bereits ein wesentlicher Charakterzug des Seligen: Er akzeptierte seine Situation und tat dennoch alles dafür, dass er seinem Ziel näherkam. Er wollte Priester werden. Um die schulischen Voraussetzungen dafür zu erreichen, tat er gehorsam tagsüber seinen Dienst als Handwerker, in der Nacht aber lernte er heimlich auf dem Dachboden.

Glücklicherweise war nicht nur Paul Josef hartnäckig, sondern auch sein ehemaliger Lehrer. Dieser überzeugte seinen Pflegevater, ihn ab 1834 auf die Lateinschule gehen zu lassen. Der Pflegevater finanziert schließlich sogar den Schulbesuch.

Ein Dorfkind wird Klassenprimus in der Stadt. Zwei Jahre später, 1838, wechselte Nardini

nach Speyer, um dort das Gymnasium zu besuchen. Das lang angestrebte Ziel schien nahe, nun die Voraussetzungen für ein Studium erlangen zu können. Doch ständige Geldsorgen begleiteten seine ersten Jahre in Speyer. Sein Fleiß litt nicht unter den Erschwernissen, und so wurde er bereits im ersten Jahr Klassenbester. Diese Fähigkeiten ermöglichten ihm ein kleines Zubrot zu verdienen, er gab Nachhilfe. Das hieß für ihn jedoch des Öfteren, die eigenen Studien in die Nacht zu verlegen, da er tagsüber neben Schule und Nachhilfe keine Zeit mehr fand.

Am 2. Januar 1840 wurde er in Speyer in das neugegründete Knabenkonvikt aufgenommen. Dadurch war er finanziell abgesichert, konnte sich ganz den Studien widmen und an seinen sozialen Fähigkeiten arbeiten. Dies fiel ihm nicht immer leicht, da er als Einzelkind ein Gemeinschaftsleben kaum kennengelernt hatte und nun erst mit dem strikten Einhalten einer Haus- und Tagesordnung und dem notwendigen Zurückstellen persönlicher Interessen konfrontiert wurde. Schnell merkte er, dass er an seiner Demut und seinem Gehorsam arbeiten musste und nahm sich diese beiden Punkte besonders vor.

1841 beendete er bei Mitschülern und Lehrern beliebte Paul Josef mit Auszeichnung das Gymnasium. Das Etappenziel war erreicht und sogleich wandte er sich dem eigentlichen zu. Mit brennendem Eifer schrieb er in sein Tagebuch: „Nichts soll mich von Jesus scheiden, weder Freude noch Leid, weder Angst noch Qual. Ihm will ich anhängen in demütigem Gehorsam, tiefer Selbstverleugnung und in brennender Liebe.“ Es gab für ihn nichts Größeres als den Priesterberuf. Die Zeit zwischen Gymnasium und Studienbeginn widmete er den alten Sprachen. Reine Erholungszeit oder gar Zeit des Müßiggangs kannte Nardini nicht. Gottes Gnade wirkt, aber diese Gnade fordert ebenso den Einsatz des Menschen, so seine tiefe Glaubensüberzeugung.

Armer Student mit reichem Wissen

Nach zwei weiteren Jahren in Speyer schickte ihn Bischof Nikolaus von Weis mit zwei weiteren Kandidaten zum Studium nach München. Mit einem Stipendium von gerade einmal zehn Gulden herrschten ständige Geldsorgen. Ein Mittagessen konnte sich der Student nicht jeden Tag leisten. Um die Bücher nicht kaufen zu müssen, war er regelmäßig in der Bibliothek. Dies sparte nebenher noch die Heizkosten für die Wohnung. Das große Talent Nardinis wurde von seinem eigenen Fleiß noch übertroffen. Dies blieb auch den Professoren nicht verborgen. Besonders Prof. Reithmayr förderte ihn, so dass ihm nach dem Diplom auch das Promotionsstudium ermöglicht wurde. Am 25. Juli 1846 wurde ihm der Doktorgrad mit Auszeichnung verliehen, am 11. August wurde er zum Diakon und am 22. August im hohen Dom zu Speyer zum Priester geweiht.

Die Anstrengung der letzten Monate waren jedoch zu viel. Kurz nach der Weihe musste Nardini den Preis für den Raubbau an seinem Körper bezahlen. Er erkrankte an einer schweren Lungenentzündung und konnte erst Anfang Oktober seine Kaplanstelle in Frankenthal antreten. Nardini freute sich sehr auf die Arbeit in der Pfarrei. Endlich konnte er den Menschen das Evangelium verkünden und die Sakramente spenden.

Seelsorger mit Herz

Die Freude über die Kaplanstelle war jedoch nur von kurzer Dauer. Bischof Weis ernannte ihn zum Präfekten des Bischöflichen Konvikts. Täglich feierte Nardini für seine 89 Schüler die heilige Messe. Mit vollem Eifer widmete er sich der Erziehung der Alumnen und lebte ihnen die begeisterte Kraft des Evangeliums vor. Dennoch fehlten ihm die Arbeit und das Leben mit den Gläubigen. Deshalb übernahm er zu jeder passenden Gelegenheit Aushilfen in den umliegenden Pfarreien und erarbeitete sich schnell den Ruf eines exzellenten Predigers. Die Zeit seines Wirkens in Speyer war

von den politischen Unruhen der Revolutionsjahre 1848/49 geprägt. Die gesellschaftlichen Veränderungen und Unsicherheiten belasteten auch die Kirche schwer. Oft herrschte ein antiklerikales, besonders ein antiklerikales Klima. Die Gläubigen waren verunsichert, Recht und Gesetz der Kirche nicht geachtet.

Als Gegenbewegung wurden in vielen Bistümern und Pfarreien die Piusvereine gegründet. Ziel dieser Vereinigung war die Stärkung der Katholiken, sowohl im privaten als auch im öffentlichen Rahmen. Darüber hinaus waren sie Bildungsvereine. Religiöse, aber auch politische und gesellschaftliche Themen wurden im Licht des Glaubens verkündet und so das kirchliche Leben erneuert. Paul Josef Nardini setzte sich für die Gründung solcher Vereine ein und wirkte in diesen als engagierter Redner.

Trotz des großen Engagements Nardinis als Präfekt erkannte Bischof Weis, dass der eigentliche Platz dieses Priesters in einer Pfarrei sei. 1851 wurde Nardini zum Pfarrer von Pirmasens ernannt, einer sehr armen Stadt mit vielen Herausforderungen. Zahlreiche Taschenspieler und Gaukler bevölkerten die Straßen und führten zu einem Verfall von Moral und Sitten. Eine neugegründete Schuhfabrik linderte zwar die finanzielle Not, erschwerte jedoch zeitgleich das Familienleben. Denn viele Mütter, die sogenannten „Pirmasenser Schuhweiber“, wanderten durch die nahegelegenen Dörfer, um die Schuhe zu verkaufen. Oft waren daher ihre Kinder auf sich alleine gestellt und erfuhren so gut wie keine Erziehung. Nicht zuletzt prägte ein antikatholisches Klima seine Diasporapfarrei.

Zu seinem Sprengel gehörten 1800 Katholiken, von denen rund 800 auf den umliegenden Dörfern und Gehöften – insgesamt zweiundzwanzig – verstreut lebten. Oft war der neue Pfarrer stundenlang unterwegs, um die Kranken und Sterbenden zu besuchen.

Besonders unter den Katholiken war die Armut weit verbreitet, jedoch beunruhigte Nardini noch mehr die geistige und seelische Verarmung. Schnell erkannte er, dass er einen „dreifachen Kampf“ zu führen hatte: den Kampf gegen den Hunger, den Kampf gegen die Verwahrlosung (besonders der Kinder) und den Kampf um die Seelen. Seelsorge musste ganzheitlich sein, war sich Nardini gewiss.

Schwestern in der Not

Bei aller persönlichen Begeisterungsfähigkeit und allem Einsatz war ihm bewusst, dass er die Not in Pirmasens nicht ohne zusätzliche Hilfe bewältigen konnte. Aus diesem Grund bemühte sich Nardini um Niederbronner Schwestern, die bereits in einigen Pfarreien den Dienst der Armen- und Krankenpflege verrichteten. Um die Schwestern finanzieren zu können, kam es bereits am 22. März 1853 zur Gründung des Vinzentiusvereins. Dieser sollte die notwendigen finanziellen Mittel sicherstellen. Der protestantische Stadtrat stellte sich gegen die neuen Schwestern.

Allem Widerstand zum Trotz gelang es, im Sommer 1853 die ersten drei Niederbronner Schwestern in Pirmasens aufzunehmen. Sofort begannen sie mit ihrer Arbeit – von der Bevölkerung geliebt, von der politischen Obrigkeit beargwöhnt. Selber unter einfachsten Bedingungen lebend, dienten sie den Familien und besonders den Kindern mit großem Eifer.

Der harte Winter 53/54 verschlimmert die Situation. Die Lebensmittelversorgung wurde immer knapper, die Preise für einen Laib Brot stiegen ins Unermessliche und vielen Familien blieb nur noch der Ausweg, die Kinder zum Betteln auf die Straßen zu schicken. Unermüdlich kämpften die Schwestern und ihr Pfarrer gegen die Not.

Diese wurde erdrückend, als in Pirmasens noch der Hungertyphus ausbrach. Nardini erwarb in dieser Situation ein Armenhaus, damit die Kranken und Obdachlosen nicht weiter notdürftig im Schwesternhaus untergebracht

werden mussten. Der Stadtrat verweigert jedoch die Erlaubnis, da er ein eigenes Projekt umsetzen wollte und keine „Konkurrenz“ duldete.

Die Bedingungen wurden immer inakzeptabler, es kam zum Eklat, der Bürgermeister und der Stadtrat forcierten die Ausweisung der Schwestern. Diese wären für das Königreich Bayern eine Gefahr, da sie einen französischen Einfluss in der Pfalz verbreiten würden. Im Dezember 1854 wurden die Schwestern ausgewiesen.

Pfarrer Nardini, das Pirmasenser Volk und Bischof Weis intervenierten beim König gegen die Entscheidung. Die Angelegenheit entwickelte sich zu einer „gemeinsamen katholischen Sache“. Viele unterstützten die Schwestern und ihren Pfarrer und die Ausweisung wurde zurückgenommen.

Unbeschadet dieses „Etappensiegs“ blieb für Nardini die bittere Erkenntnis, dass die französischen Schwestern immer durch politische Unsicherheiten bedroht bleiben würden. Er bemühte sich, die Oberin zu überzeugen, ein Provinzhaus in Speyer zu errichten, so dass „einheimische junge Frauen“ leichter in den Orden eintreten könnten und die Schwestern nicht länger den deutsch-französischen Spannungen ausgeliefert wären. Nardini konnte die Oberin nicht überzeugen, die hingegen auf einer Verbesserung der Situation für die Schwestern in Pirmasens beharrte.

Ordensgründung mit Widerständen

Auf Grund der schwierigen und politisch verworrenen Umstände, reifte in Nardini die Überzeugung, dass eine neue, eigene Schwesterngemeinschaft gegründet werden müsste. Bischof Weis, sein väterlicher Vertrauter, war strikt gegen diesen Plan. Der Pfarrer begründete sein Vorhaben mit der Sorge um das Heil der Pfarrkinder. Warum sollte es nicht möglich sein, in der Diözese Speyer eine neue Schwesterngemeinschaft zu gründen, wo eine solche karitative Gemeinschaft für die Menschen so dringend nötig wäre.

1855 geriet die Stadt durch eine

Hungertyphus-Epidemie in großes Elend, zeitgleich wurde eine Schwester nach Niederbronn zurückbeordert. Nardini, der sich angesichts der Not der Menschen nicht anders zu helfen wusste, bat zwei junge Frauen, Barbara Schwarz und Juliana Michael, in der Krankenpflege mitzuwirken. Er quartierte sie bei den Schwestern ein. Die Oberin aus Niederbronn wollte dies nicht akzeptieren und zog ihre beiden Schwestern zurück.

Nardini musste nun die Armen- und Krankenpflege den beiden Frauen übertragen. Sie sollten nach der dritten Regel des heiligen Franziskus leben und so ein Gemeinschaftsleben aufbauen. Den neuen Orden nannte Pfarrer Nardini „Arme Franziskanerinnen, Töchter der heiligen Familie“. Da Nardini in aller Arbeit den Bischof nicht über diesen Schritt informiert hatte, fühlte sich dieser hintergangen. So stand man in Speyer den Plänen des Pirmasenser Pfarrers weiterhin ablehnend gegenüber. Zum einen aus der Unsicherheit, ob die Gründung gelingen könne, zum anderen aus der Sorge um das Verhältnis zum Staat.

Der Bischof und das Ordinariat in Speyer hüllten sich zunächst in Schweigen. Trotz aller Widrigkeiten wuchs die junge Gemeinschaft rasch. Dank des unermüdlichen Einsatzes von Pfarrer Nardini konnten in den ersten drei Monaten acht weitere Schwestern aufgenommen werden. Bereits im Februar hatte Nardini eine der alten Kasernen in Pirmasens erworben, im Mai zogen die Schwestern in ihre neue Bleibe.

Am 2. August 1855 kam es zu einer staatlichen Anzeige gegen den Pfarrer. Er feierte das Portiuncula-Fest mit der Einkleidung von neuen Schwestern unter großer Anteilnahme der Bevölkerung. Die Stadt zeigte sowohl die nicht genehmigte „große Feier“ als auch die Einkleidung von Frauen, die keinem genehmigten Orden angehörten, an. Das Ordinariat wurde dadurch zum Handeln gezwungen. Nardini wurden öffentliche Feiern zur Einkleidung untersagt, es wurde eine

Visitation angekündigt und die Frauen mussten das Ordenskleid ablegen. Ein schwerer Rückschlag für die entstehende Schwesterngemeinschaft. Nardini löste die Probleme pragmatisch. Wenn die Schwestern ihr Ordenskleid ablegen müssten, so dürften sie eben keinen Gürtel und Rosenkranz mehr tragen, alles andere – so schrieb er dem Ordinariat – sei eben eine sonderbare Frauenmode.

1856 beauftragte Bischof Weis den Domkapitular Köstler mit der Visitation in Pirmasens. Dieser galt als ein entschiedener Gegner der neuen Gemeinschaft und großer Kritiker Nardinis. Die Visitation endete jedoch durchweg positiv und Köstler empfahl dem Bischof, Nardini mit der Erstellung von Satzungen für die Schwestern zu beauftragen, damit die Gemeinschaft bleibenden Charakter erlangen könnte. Am 10. März 1857 erhielten die „Armen Franziskanerinnen, Töchter der heiligen Familie“ die kirchliche Genehmigung der Satzungen. Bis zur endgültigen, auch staatlichen Anerkennung, dauerte es noch bis zum Ende des Jahres 1859.

Die Schwesterngemeinschaft wuchs in Pirmasens und darüber hinaus. Immer mehr Pfarreien baten in der schwierigen Zeit um Schwestern aus Pirmasens, nicht nur im Bistum Speyer. Selbst der Wiener Hof suchte um Ordensfrauen an.

Der Priester

Die Ordensgründung beanspruchte bereits viel Zeit, Paul Josef Nardini schien jedoch über mehr Zeit als andere Menschen zu verfügen. Er war bei allen besonderen Diensten stets der um die Seelen seiner Gläubigen besorgte Pfarrer. Kein Weg war ihm zu weit, wer ihn brauchte, für den war er da.

Die Kirche in Pirmasens erfuhr unter seiner Tätigkeit einen enormen Aufschwung, sowohl äußerlich, als auch innerlich. Er bemühte sich, die Ausstattung der bescheidenen Kirche zu verbessern, für Gott war das Beste gerade gut genug. Ihn selbst zeichnete eine große Freude zur Musik aus



und so bemühte er sich um die Bildung von Chören und einem Cäcilienverein. Die Liturgie sollte möglichst festlich gestaltet sein, so dass die Gläubigen gerne zu den verschiedenen Gottesdiensten kamen.

Begegnung mit Gott zu ermöglichen, das war sein Herzenswunsch. Ob in den von ihm geförderten Rosenkranz- und Maiandachten, den eucharistischen Andachten, dem 40-stündigen Gebet, den Fastenpredigten oder den Messen. Stundenlang hörte er besonders vor den Festen die Beichte.

Sein ganzes priesterliches Wirken konnte nur aus einer tiefen Beziehung zu Jesus Christus gelingen. Mittelpunkt und Quelle all seines Wirkens war die Feier der heiligen Eucharistie. Alle Kraft zog er aus dem Opfer Jesu für die Welt.

So wie Pfarrer Nardini gelebt hat, so starb er – nach kurzer Krankheit,

völlig erschöpft am 27. Januar 1862. Nachdem am Morgen des Tages die Sterbegebete gesprochen wurden, begann Nardini die „geistige Feier“ der heiligen Messe. Sein Beichtvater berichtet: „Während er im Geist den heiligsten Akt eines Priesters vollbrachte, den Opfertod Jesu des ewigen Hohenpriesters in heiliger Wandlung, sollte er selbst seinen Tod mit dem heiligsten Opfertod seines Erlösers vereinigen, mit Jesus sein In deine Hände... und Es ist vollbracht sprechen, sein Haupt neigen und sterben. Gewiss ein schöner Tod.“

Die Feier des heiligen Opfers Christi, das höchste auf Erden, war das letzte, was er auf dieser Welt vollzog. Nardini hatte sein Leben ganz für Christus gelebt.

KURZNACHRICHTEN SJM

25 Jahre Schule „St. Lorenz“ in Kasachstan (P. Leopold Kropfreiter)

13. Mai 1996 - 13. Mai 2021! Vor 25 Jahren wurde die Schule "Sankt Lorenz" in Korneevka in Nord-Kasachstan vom Berliner Priester Lorenz Gawol unter bescheidensten Verhältnissen gegründet. Ursprünglich für deutschsprachige Schüler in Kasachstan gedacht, ist der Schulkomplex St. Lorenz mittlerweile eine Schule für Kasachen und als solche eine Größe unter den Schulen Kasachstans. Der Komplex umfasst 197 Schüler aus 13 verschiedenen Dörfern, 82 Kinder im Minizentrum und Kindergarten und 50 Kinder im Internat.

Anstelle der geplanten großen Jubiläumsfeier konnte nur im kleinen Rahmen gefeiert werden. Statt eines Schülerkonzertes wurden die zahlreichen einzelnen Tänze und Lieder aufgenommen und zu einem großen Jubiläumsfilm zusammengefügt. Große Feierlichkeiten zum Jubiläum werden hoffentlich unter besseren Bedingungen 2022 nachgeholt.

Das Frühjahr war aber auch unter Corona-Verhältnissen sehr bewegt:

- Die Schüler von St. Lorenz lernen insgesamt vier Sprachen. Neben den offiziellen Landessprachen Kasachisch und Russisch auch noch Englisch und (sehr intensiv) Deutsch. Im März fand die jährliche DSD I (Deutsches Sprachdiplom)-Prüfung statt. In diesem Jahr gab es sehr viel Schnee und nicht wenige Stürme, weshalb es bis zuletzt nicht sicher war, ob wirklich alle Schüler die Prüfung absolvieren könnten. Am Vorabend fehlten noch immer vier Jugendliche, die in ihren Dörfern eingeschneit waren. Mithilfe von Schneefräsen und großen Traktoren, die einen Weg durch die Steppe gruben, konnten schließlich alle Schüler rechtzeitig in der Schule sein. Die Ergebnisse werden erst später bekannt, weil die Examina in Deutschland bewertet werden. Auch in Kasachisch - einer Turksprache - konnte die Schule St. Lorenz in der Bezirksolympiade erfolgreich teilnehmen. Hier ging es darum, Gedichte vom berühmten kasachischen Poeten und Denker Abai, sowie Lieder und Texte vorzutragen.

- Das Trainieren hat sich gelohnt! Nachdem es wieder möglich ist, an sportlichen Wettkämpfen teilzunehmen, konnte die Basketballmannschaft der Schule zu den Meisterschaften des "Esilskij"-Bezirks aufbrechen. Vor allem durch die großartige Arbeit eines jungen Trainers konnten auch im Lockdown die Jugendlichen für den Sport begeistert werden.



- Seit Beginn des Schuljahrs gibt es für die 5. und die 6. Klasse den Freigeigstand "Robotertechnik". Kurz vor Schulschluss haben die Schüler gemeinsam mit den Leitern eine offene Stunde gestaltet, in der sie ihre Konstruktionen präsentierten. Von selbstfahrenden Autos, einem selbstgebauten Drucker und einem Roboterelephanten war alles dabei. Es machte viel Spaß, den jungen Programmierern bei ihrer Arbeit zuzusehen. Gratulationen an die talentierten Lehrer, die es geschafft haben, Begeisterung und Erfindungsgeist zu wecken!



- Der 25. Mai ist der offizielle Schulschlussstag in Kasachstan. Bei der gemeinsamen Abschlussfeier wird die letzte Schulglocke geläutet. Damit endet ein außergewöhnliches Jahr, das geprägt war von Onlineunterricht, Quarantäne, Masken und vielen verschiedenen Einschränkungen. Alle hoffen, dass das nächste Schuljahr einfacher wird! Die Schüler der 11. Klasse verlassen nun die Schule, um an verschiedenen Universitäten des Landes und im Ausland zu studieren. Die Schüler der 9. Klasse, die ihre mittlere Reife erlangt haben, können an ein College wechseln, oder noch zwei weitere Jahre bis zum Schulabschluss an der Schule St. Lorenz lernen. Viel Glück und Segen für den weiteren Lebensweg! An dieser Stellen danken wir herzlich den vielen Menschen, die die Schule im Laufe der 25 Jahre unterstützt haben. Es ist für unsere Gemeinschaft eine Freude, dass die Schule besteht und gedeiht und wünschen ihr Wachstum und Segen für die nächsten Jahre!



„Wofür lohnt es sich zu leben?“ - Fronleichnamfeier auf Haus Assen (P. Roland Schindele)

Je näher der Fronleichnamstag kam, umso größer wurde die Zahl der Anmeldungen und umso besser die Wettervorhersagen. Drei zusätzliche Altäre waren aufgebaut worden, viele fleißige Hände hatten Blumentepiche gelegt. So feierten wir bei schönstem Wetter mit 200 Gläubigen das Hochfest des Leibes und Blutes Christi. Eine große Schar von Ministranten dienten bei den heiligen Mysterien, der Gesang wurde von einer Mädchen- und Frauenschola gestaltet. Da im Freien Volksgesang erlaubt war, war nach langer Zeit auch Gemeindegesang wieder möglich.

Wofür lohnt es sich zu leben, fragte bei der Predigt P. Roland. Die beiden Seligen Karl Leisner und Carlo Acutis haben durch ihr Leben ein mitreißendes Beispiel gegeben, dass die heilige Messe einen überaus lohnenswerteren Lebensinhalt darstellt. Karl Leisner war als Diakon ins KZ Dachau gekommen und dort im Geheimen durch einen inhaftierten französischen Bischof zum Priester geweiht worden. Seine Primizmesse, die er am 26. Dezember 1944 ebenfalls im Konzentrationslager feierte, blieb seine einzige heilige Messe. An den Folgen der KZ-Haft starb er bereits am 12. August 1945. Carlo Acutis (1991-2006), ein junges Computer-Genie, ging nach seiner Frühkommunion täglich zur heiligen Messe. „Die heilige Messe ist meine Autobahn zum Himmel“, lautete eine seiner einprägsamen Aussagen. Sein technisches Talent nutzte er und stellte in 3-jähriger Arbeit sämtliche eucharistische Wunder, von denen er Fakten und Bilder finden konnte, auf einer von ihm entworfenen und heute noch abrufbaren Internetseite zusammen.





Nach der Fronleichnamsmesse zogen wir im langen Zug zu den drei Altären. Ein kleines Blechbläser-Ensemble begleitete den Gesang, und so durften wir unseren Heiland unter der eucharistischen Gestalt durch unseren wunderbaren Park tragen. Blumenstreuende Mädchen gingen dem Allerheiligsten voraus, die Gläubigen folgten dem Baldachin nach. Viermal wurde die Frohbotschaft des Evangeliums verkündet, viermal stiegen unsere Bitten auf zum Himmel, viermal läuteten die Glocken zum eucharistischen Segen. Zum Te Deum wurde der Heiland zurück in Kapelle getragen, mit „Wundervoll prächtige“ ging das Fest zu Ende.

Ewige Gelübde von Frater Johannes Neuss

Am Fest des Unbeflecktes Herzens Mariens, 12. Juni 2021, hat Frater Johannes Neuss im Rahmen einer Festmesse im Auhof/Blindenmarkt seine Ewigen Gelübde in unserer Gemeinschaft abgelegt und sich damit für immer an die SJM, vor allem aber an Gott gebunden. Zu diesem großen Schritt in seinem Leben war seine Familie eigens aus Deutschland gekommen, die nicht nur mitbeteten, sondern durch ein gesungenes „Näher mein Gott zu Dir“ maßgeblich die Liturgie bereicherten. Diese war onhehin musikalisch eindrucksvoll gestaltet durch einen Chor aus Mitbrüdern und weiteren befreundeten Sängern und Sängerinnen. Als die „geistliche Familie“ von Frater Johannes sind wir sehr froh und dankbar über einen weiteren Mitbruder, der sein „Ja“ gesprochen hat, das nach den Studien auch durch die Weihen nach außen fruchtbar sein wird.



„DER ANGSTHASE“

Rettung der Welt

Der Pfingstmontag ist bei uns kalt und regnerisch. Trotzdem mache ich eine kleine Fußwallfahrt. In einem Café wärme ich mich auf. Nebenbei lese ich die ausgelegten Zeitungen. Klimaerwärmung ist überall ein großes Thema. Die Gefahr wird so dramatisch dargestellt, dass ich Angst bekommen würde, wenn es nicht so kalt wäre. Die Erderwärmung wird ausführlich beschrieben und Zukunftsprognosen werden aufgezeigt. Lösungen werden gesucht. Johan Rockström schreibt im Spiegel vom 15.05.2021 „Deutschland habe eine zentrale Rolle bei der Rettung der Welt.“ Wer soll denn in Deutschland die Rettung der Welt übernehmen, frage ich mich. Die Wirtschaft oder der Staat oder alle zusammen unter der Leitung eines neuen Weltrettungsministers in Zusammenarbeit mit der WHO? Soll das meine Angst nehmen oder mir eher Angst machen. Am deutschen Wesen ist die Welt noch nie genesen. Ich wäre ohnehin total überfordert mit der Rettung der Welt.

Wenn wir nicht an Gott glauben, dann müssen wir alle Probleme selber lösen. „Wer glaubt ist nicht allein“, sagt uns Papst Benedikt. Wir Christen glauben an einen guten Gott, der die Welt wunderbar erschaffen hat und der sie auch im Dasein erhält. Er sorgt sich um alle seine Geschöpfe, beson-

ders um die Menschen, die er nach seinem Bild geschaffen hat. Wenn wir in der Schöpfung den Schöpfer erkennen, dann werden wir mit seinem Kunstwerk, unserem Universum gut umgehen. Natürlich soll jeder in seinem Bereich tun, was er kann, um das Erbe der Natur möglichst gut an die nächste Generation weiterzugeben. Das allgemeine Wohl und die Rettung der Welt vertrauen wir aber am besten Gott an. Er hat uns Jesus Christus gesandt als den Salvator mundi, den Retter der Welt. Eine Fußwallfahrt in diesem Sinn kann ich sehr empfehlen und diese ist auch ökologisch vertretbar.



Die nächsten Termine

Wegen der Corona-Maßnahmen in Deutschland und Österreich besteht für geplante Veranstaltungen der kommenden Monate keine endgültige Planungssicherheit.

Wir bitten um Verständnis und empfehlen, sich jeweils im Vorfeld auf unserer Homepage (<https://www.sjm-online.org/veranstaltungen/>) bzw. in Haus Assen (<https://www.haus-assen.de/termine.html>) oder bei den angegebenen Kontakten über Absagen oder Änderungen zu informieren.

Diakonatsweihe

Mit großer Freude geben wir hiermit bekannt, dass Bischof Dr. Alois Schwarz von St. Pölten, am Samstag, 30. Oktober 2021 um 10 Uhr den drei Mitbrüdern Lukas Bohn, Peter Salzer und Matthias Roider das Sakrament der Diakonatsweihe spenden wird.

Die Feier der Weiheliturgie findet in der Pfarrkirche St. Georgen am Ybbsfelde statt, anschließend ist ein Festessen für alle geplant. Genaue Details werden als separate Einladung verschickt, können aber je nach Stand der Corona-Maßnahmen variieren. Entsprechende Informationen und Änderungen werden rechtzeitig bekannt gegeben.

Termin: **30. Oktober 2021, 10 Uhr.**

Ort: Pfarrkirche St. Georgen am Ybbsfelde
(Am Kirchenberg 2, 3304 St. Georgen am Ybbsfelde, Niederösterreich)

Weitere Informationen unter info@sjm-online.org

Ignatianische Exerzitien

13. September – 3. Oktober 2020

Dauer individuell wählbar.

Leitung: P. Stefan Skalitzky SJM

Preis: 45 Euro pro Tag

Info und Anmeldung: www.haus-assen.de

16. – 23. September 2021

Ignatianische Exerzitien für junge Frauen

Ort: Kleinwolfstein (Niederösterreich)

Leitung: P. Hans-Peter Reiner SJM

Preis: 100 Euro

Info und Anmeldung: exerzitien@sjm-online.org

26. November – 2. Dezember 2021

Ignatianische Exerzitien für Erwachsene

Ort: Haus Assen (Lippetal)

Leitung: P. Martin Linner SJM

Preis: je nach Zimmer 210–270 Euro

Info und Anmeldung: www.haus-assen.de

Einkehrtage

5. – 7. November 2021

Einkehrtage für Frauen

„Fürchtet euch nicht“. Von Gottes Gegenwart und Treue

Ort: Inzell (Landkreis Traunstein/Oberbayern)

Leitung: P. Martin Linner SJM

Preis: 120 Euro

Info und Anmeldung: martin.linner@gmx.net

Kinderexerzitien

18. – 21. Oktober 2021

Haus Assen (Lippetal), für Jungen

21. – 24. Oktober 2021

Haus Assen (Lippetal), für Mädchen

29. Oktober – 1. November 2021

Wigratzbad, für Jungen

4. – 7. November 2021

Wigratzbad, für Mädchen

Preis: 50 Euro

Info und Anmeldung: kiex@sjm-online.org

Ministrantenkurs

Für Jungen von 12-17 Jahren

29.10. - 1.11.2021

Ort: Gebetsstätte Marienfried

Info und Anmeldung:

gabriel.jocher@sjm-online.org

"Fit for Firmung"

Fernkurs zur Vorbereitung auf die Firmung für Jugendliche (12-15 Jahre).

Oktober 2021 - Mai 2022

Umfang: Zwei verpflichtende Wochenenden

+ Videokonferenzen im 2-Wochen-Rhythmus.

Start-Wochenende: **1.-3. Oktober 2021** (Ort hängt vom Gros der Teilnehmer ab).

Info und Anmeldung: gabriel.jocher@sjm-online.org

Erstkommunionkurs

Für Jungen und Mädchen ab 7 Jahren

Oktober 2021 - Mai 2022

Umfang: 3-4 Samstage oder Sonntage

Ort: Haus Assen (Lippetal)

Info und Anmeldung: www.haus-assen.de

Wallfahrt in die Provence

auf den Spuren der hl. Maria Magdalena

Datum : **18. – 25. September 2021**

Leitung: P. Franz Krenzel SJM

Info und Anmeldung: krenzel@sjm-online.org

**"Der Mensch ist nie größer,
als wenn er kniet."
(Johannes XXIII.)**

